

Forschungsreise und Kolonialprogramm

Ferdinand von Richthofen und die Erschließung
Chinas im 19. Jahrhundert*)

von Jürgen Osterhammel

Ferdinand Freiherr von Richthofen (1833 bis 1905) ist eine Schlüsselfigur in der Geschichte der wissenschaftlichen Geographie, die ihn anlässlich seines 150. Geburtstags 1983 als einen ihrer Gründer geehrt hat¹. Mögen auch nicht alle Geographiehistoriker das Urteil teilen, Richthofen sei „probably the greatest and most effective contributor to the development of modern geography“ gewesen², so besteht doch kein Zweifel an seinem Rang als bahnbrechendem Forschungsreisenden, Pionier der Länderkunde, Innovator geologischer Forschung und Methodologen der Geographie als einer naturwissenschaftlichen Kunde von der Erdoberfläche. Um die Jahrhundertwende war Richthofen fraglos der international bekannteste unter den lebenden deutschen Geographen; in der deutschen Geographie des 19. Jahrhunderts haben ihn nur Alexander von Humboldt und Carl Ritter an Nachruhm übertroffen.

*) Eine erste Fassung dieses Aufsatzes wurde im Februar 1984 auf einer Tagung des Deutschen Historischen Instituts London zum Thema ‚Perception in History and Anthropology‘ vorgelegt. Für kritische Hinweise danke ich besonders Regina Schulte, Ludmilla Jordanova, Stig Förster und Peter-Christian Witt.

¹ Wichtige neuere Würdigungen Richthofens sind: H. Beck, Große Geographen. Pioniere, Außenseiter, Gelehrte, Berlin 1982, S. 149–163; G. Stäblein, Der Lebensweg des Geographen, Geomorphologen und China-Forschers Ferdinand von Richthofen, in: Die Erde 114, 1983, S. 90–102; U. Freitag, Ferdinand von Richthofens ‚Atlas von China‘. Idee – Durchführung – Ergebnis, in: ebd., S. 119–134; A. Kolb, Ferdinand Freiherr von Richthofen, 1833–1904, in: L. Zoegner u. a., China cartographica. Chinesische Kartenschätze und europäische Forschungsdokumente. Ausstellung anlässlich des 150. Geburtstages des Chinaforschers Ferdinand von Richthofen, Berlin 1983, S. 87–99; V. P. Čičagov, Ferdinand von Richthofen und die Geographie Zentralasiens, in: Petermanns Geographische Mitteilungen 127, 1983, S. 221–230.

² R. E. Dickinson, The Makers of Modern Geography, London 1969, S. 86.

In seinen späteren Jahren gehörte Richthofen zum kleinen Kreis der einflußreichen akademischen „Mandarine“³ des Kaiserreiches. Er war zunächst Professor in Bonn, dann in Leipzig und wurde schließlich 1886 auf den zweiten geographischen Lehrstuhl nach Berlin berufen. Viele Jahre lang stand er der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin vor, von 1900 bis 1902 auch der Deutschen Geologischen Gesellschaft. 1899 wurde er als ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgenommen. Im gleichen Jahre leitete er den 7. Internationalen Geographenkongreß in Berlin. 1903–04 war er Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität. Er gehörte dem Kolonialrat an und war im Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft tätig. 1900 gründete er das Institut für Meereskunde, dem nach seinem Tod ein Museum angeschlossen wurde. Beide waren als wissenschaftlich-pädagogische Unterstützung der Flotten- und Überseepolitik des Reiches gedacht⁴.

Ruhm und Karriere verdankte Richthofen seinen Forschungen über China. Zwischen 1868 und 1872 unternahm er sieben Reisen, die ihn durch fünfzehn der achtzehn Provinzen des Reiches der Mitte führten.

Als er 1872 nach Deutschland zurückkehrte, war er der seit Marco Polo in China am weitesten gereiste Westeuropäer. Zu seinen Lebzeiten blieb er die führende ausländische Autorität zu Geologie und Geographie Chinas. Da er niemals über Elementarkenntnisse der chinesischen Sprache hinauskam, fehlten ihm die Voraussetzungen für sinologische Quellenstudien. Er war jedoch ein gründlicher Kenner der in westlichen Sprachen vorliegenden Literatur nicht nur zur Geographie, sondern auch zur Geschichte und Kultur Chinas. Daneben verfolgte er auch nach seiner Rückkehr das politische Geschehen im Fernen Osten. Er war einer der kundigsten deutschen China-Experten, vorzüglich dazu qualifiziert, dem heimatlichen Publikum das ferne Land zu erklären und der Reichsregierung bei ihren Ausflügen in ostasiatische Weltpolitik beratend zur Seite zu stehen.

³ Vgl. F. K. Ringer, *The Decline of the German Mandarins, 1890–1933*, Cambridge (Mass.) 1969.

⁴ G. Wegener und H. v. Wissmann, Ferdinand von Richthofen, in: *Die großen Deutschen*, Bd. 5, Berlin 1936, S. 397.

Seine Forschungen stellte Richthofen in seinem fünfbandigen Monumentalwerk ‚China: Ergebnisse eigener Reisen und darauf begründeter Studien‘ (1877–1912) dar, dessen dritter und fünfter Band nach seinem Tode von Schülern herausgegeben wurden⁵; zwei zugeordnete Atlasbände erschienen 1885 und 1916⁶. 1907 gab der Berliner Geograph Ernst Tiessen die Reisetagebücher heraus, die Richthofen in China geführt und später zum Teil schon für die Veröffentlichung vorbereitet hatte⁷. Diese doppelte Dokumentation – zum einen das durchgeformte wissenschaftliche Werk, zum anderen die spontanen Notizen des Reisenden – machen Richthofens chinesischen Aufenthalt nicht allein zu einer der am besten rekonstruierbaren Erkundungen im China der späten Qing-Zeit, sondern zu einer der am ausführlichsten belegten geographischen Forschungsreisen aus dem dritten Quartal des 19. Jahrhunderts überhaupt.

Dabei ergänzen sich die Tagebücher vom Reiseweg und das später sorgfältig am Schreibtisch erarbeitete gelehrte Werk. Viele Passagen, die an Ort und Stelle notiert wurden, erscheinen nahezu wörtlich in den Bänden von ‚China‘. Wohl werden solche Beobachtungen herausgefiltert, die in besonders hohem Maße situationsgebunden sind und subjektive Werturteile widerspiegeln, doch geht Richthofen im Prozeß wissenschaftlicher Objektivierung nicht so weit, die Erlebnisqualität seiner ursprünglichen Forschungen im Felde zu unterdrücken. Der zweite und dritte Band des Chinawerkes sind unter anderem dadurch bemerkenswert, daß der Itinerarcharakter der Darstellung niemals völlig einer systematischen Präsentation des Stoffes geopfert wird. Der Leser wird immer wieder daran erinnert, daß das Reisen für Richthofen nicht bloß ein Mittel der Fortbewegung, sondern auch ein Medium der Erkenntnis war. Strenge wissenschaftliche Abhandlungen über geologische Spezialprobleme

⁵ Bd. 1: Einleitender Theil, Berlin 1977 (758 S.); Bd. 2: Das nördliche China, Berlin 1882 (792 S.); Bd. 3: Das südliche China. Nach den hinterlassenen Manuscripten im letztwilligen Auftrag des Verfassers herausgegeben von E. Tiessen, Berlin 1912 (817 S.). Die Bände 4 (1883) und 5 (1911) enthalten paläo-ontologische Studien von Richthofens Schülern und Mitarbeitern. Fortan zitiert als China I–V.

⁶ Atlas von China. Orographische und geologische Karten zu des Verfassers Werk ‚China‘. Bd. 1, Berlin 1885; Bd. 2 (hg. von M. Groll), Berlin 1916.

⁷ Ferdinand von Richthofens Tagebücher aus China. Ausgewählt und herausgegeben von E. Tiessen, 2 Bde., Berlin 1907. Fortan zitiert als Tagebücher I–II.

sind eingebettet in einen Reisebericht, der allein erst die sinnlich wahrnehmbare Gestalt des Raumes zu evozieren vermag. Richthofens Texte haben deswegen eine „topophile“ Qualität⁸, die durch den steten Rückbezug des Resultates der Wahrnehmung auf das apperzipierende Subjekt entsteht. Seine Schriften über China bestätigen Justin Stagls Beobachtung, daß in den Reiseberichten des 19. Jahrhunderts noch vereint bleibt, „was in den Einzeldisziplinen schon längst getrennt ist: Natur und Geist, Erfahrung und Erlebnis“⁹. Dabei kann nicht übersehen werden, daß Richthofen noch unter dem Einfluß der älteren Reiseliteratur stand. Ob ihm etwa ein Klassiker wissenschaftlicher Diaristik wie Charles Darwins ‚The Voyage of the „Beagle“‘ – ebenfalls der Bericht eines Geologen¹⁰ – zum Vorbild diente, läßt sich nicht klären. Auf jeden Fall ließ Richthofen, ähnlich wie Darwin, seinen Tagebuchaufzeichnungen eine literarische Sorgfalt angedeihen, die sie über bloße Chroniken und Notizensammlungen hinaushebt. Die Tagebücher hatten einen eigenen Wert für ihn, und es ist folgerichtig, daß sie in das Chinawerk zwar hineinwirken, aber nicht in ihm aufgehen.

Nicht nur geographiehistorisch, sondern auch aus der Sicht einer literatur- und kulturgeschichtlichen Erforschung des Reiseschrifttums¹¹ ist Richthofens Werk daher von fortdauerndem Interesse. Daneben sind mindestens zwei weitere Leseweisen denkbar. Für den Historiker Chinas sind Richthofens Beobachtungen nach wie vor von hohem Quellenwert, bereiste er doch als einer von wenigen Ausländern die innerchinesischen Provin-

⁸ Vgl. Yi-fu Tuan, *Topophilia: A Study of Environmental Perception, Attitudes, and Values*, Englewood Cliffs (N. J.) 1974.

⁹ J. Stagl, *Die Apodemik oder ‚Reisekunst‘ als Methodik der Sozialforschung vom Humanismus bis zur Aufklärung*, in: M. Rassem und J. Stagl (Hg.), *Statistik und Staatsbeschreibung in der Neuzeit, vornehmlich im 16.–18. Jahrhundert*, Paderborn 1980, S. 145.

¹⁰ Vgl. dazu, mit besonderer Berücksichtigung der „rhetorical strategies“: J. Tallmadge, *From chronicle to quest: The shaping of Darwin's ‚Voyage of the Beagle‘*, in: *Victorian Studies* 23, 1980, S. 325–345.

¹¹ Vgl. vor allem die interessanten Vorschläge bei M. Harbsmeier, *Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen: Überlegungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher deutscher Reisebeschreibungen*, in: A. Maçzak und H. J. Teuteberg (Hg.), *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung*, Wolfenbüttel 1982, S. 1–31, sowie mehrere Aufsätze in G. Grobklaus und E. Oidemeyer (Hg.), *Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur*, Karlsruhe 1983.

zen zu einem Zeitpunkt, als der Prozeß der Öffnung des Landes zum Westen bereits begonnen, aber große Teile des Landes noch nicht erfaßt hatte. Richthofens datenreicher Bericht ist deshalb eine Art von grandioser Momentaufnahme des spättraditionalen China am Vorabend seiner Auflösung¹². Schließlich ist Richthofen von symptomatischer Bedeutung für die europäische Wahrnehmung östlicher Zivilisationen während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In einem zweifachen Sinne nahm er dabei eine vermittelnde und überbrückende Stellung ein. Zum einen verband er den aus älterer Zeit überlieferten europäischen Respekt vor der Größe und Originalität der chinesischen Zivilisation mit der unmittelbaren Beobachtung ihres beginnenden Zerfalls. „Sinophilie“ und „Sinophobie“ waren bei ihm noch auf komplizierte Weise vermischt, während bei vielen seiner Zeitgenossen die Schilderung der Mandschu-Dekadenz kaum noch durch Rückblicke auf die große Tradition aufgehellt und durch Einsicht in die Potentialität Chinas relativiert wurde. Zum anderen bewegte er sich gewissermaßen auf einer mittleren Diskursebene zwischen der immer spezialisierter und selbstbezogener werdenden Forschung der akademischen Sinologie und den volkstümlichen Vorstellungen von China, die im späten 19. Jahrhundert zwischen dem banalen Bild vom Land des Lächelns mit „Rikschas, Glöckchengeklingel und Opiumrauchen“¹³ und der dämonischen Vision von einer den Rest der Welt bedrohenden „gelben Gefahr“¹⁴ hin und her schwankten. Richthofen bediente sich der sinologischen Forschungsergebnisse, ebenso wie er sich gelegentlich von Trivialmythen beeinflussen ließ. Er selber vertrat aber einen dritten Standpunkt – oder glaubte ihn jedenfalls zu vertreten: denjenigen unvoreingenommen beobachtender und rational schlußfolgernder Naturwissenschaft. Von der Sinologie unterschied ihn vor allem die Tatsache, daß er das Land und seine Bewohner nicht auf dem Umweg über Texte und Kunstwerke, sondern durch unmittelbare

¹² Bis in die Gegenwart wird Richthofens Bericht als historische Quelle genutzt, zuletzt bei S. A. M. Adshhead, *Province and Politics in Late Imperial China: Viceregal Government in Szechwan, 1898–1911*, London und Malmö 1984, bes. S. 1–25.

¹³ R. Barthes, *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M. 1970, S. 101.

¹⁴ Vgl. H. Gollwitzer, *Die gelbe Gefahr. Geschichte eines Schlagworts*, Göttingen 1962; W. F. Wu, *The Yellow Peril: The Chinese Americans in American Fiction, 1850–1940*, Hamden (Conn.) 1982.

Anschauung des Naturraumes und des Alltagslebens der Menschen wahrnahm. Richthofen blieb in seinem Fachinteresse und seinem ganzen geistigen Habitus ein naturwissenschaftlicher Empiriker und damit – seiner Selbstauffassung nach – ein Vertreter des okzidentalen Rationalismus. Versenkt sich der Sinologe in die fremde Kultur, um sie besser zu verstehen, als sie sich selber versteht, so trägt der reisende Naturforscher ein universales Prinzip an sie heran und mißt sie an Maßstäben, die nicht unbedingt die ihren sind. Hier liegt Richthofens symptomatische Bedeutung: Jenseits eines kruden Ethnozentrismus oder gar Rassismus repräsentierte er den Überlegenheitsanspruch Europas, zunächst auf dem Gebiete der Wissenschaft, dann aber auch, wie zu zeigen sein wird, in den Bereichen der Moral und der Politik.

I

Zunächst muß die geistesgeschichtliche Ausgangslage um die Mitte des 19. Jahrhunderts in groben Strichen skizziert werden. Die Entwicklung des europäischen Asien- und Chinabildes im allgemeinen ist dabei bereits in einer Reihe von Spezialstudien untersucht worden¹⁵. Im folgenden geht es vornehmlich um die Darstellung und Imagination des chinesischen Raumes.

Über wenige Gegenden der außereuropäischen Welt und selbst der europäischen Peripherie wurde das lesende Publikum Westeuropas im 17. und 18. Jahrhundert mit ähnlicher Ausführ-

¹⁵ Vgl. als große Synthesen U. Bitterli, *Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*, München 1976, sowie P. J. Marshall und G. Williams, *The Great Map of Mankind: British Perceptions of the World in the Age of Enlightenment*, London 1982. Für das 16. Jahrhundert grundlegend ist D. F. Lachs *enzyklopädisches Werk Asia in the Making of Europe*, Chicago 1965ff. (bisher 5 Bände). Einen universalhistorischen Längsschnitt unternimmt J. Fisch, *Der märchenhafte Orient. Die Umwertung einer Tradition von Marco Polo bis Macaulay*, in: *Saeculum* 35, 1984, S. 246–66. Für China vor allem: E. J. van Kley, *Europe's ‚discovery‘ of China and the writing of world history*, in: *American Historical Review* 76, 1981, S. 358–385; V. Pinot, *La Chine et la formation de l'esprit philosophique en France (1640–1740)*, Paris 1932; B. Guy, *The French Image of China before and after Voltaire*, Genf 1963; R. Dawson, *The Chinese Chameleon: An Analysis of European Conceptions of Chinese Civilization*, London 1967; M. G. Mason, *Western Conceptions of China and the Chinese, 1840–1876*, New York 1939.

lichkeit und Akribie unterrichtet wie über das chinesische Kaiserreich¹⁶. Die gelehrten Jesuiten am Hofe zu Peking, denen der Westen die meisten dieser Mitteilungen verdankt¹⁷, richteten ihre Aufmerksamkeit vorrangig auf die Religion und den Kult der Chinesen, auf die Anfänge und die Chronologie ihrer Geschichte, auf die Staatsverfassung und auf den Stand der Wissenschaften, legten jedoch auch ein gewisses geographisches Interesse an den Tag. Der ‚Novus Atlas Sinensis‘ (1655) des Paters Martin Martini war ein Meisterwerk nach den höchsten Maßstäben der zeitgenössischen Geographie und Kartographie, gestützt auf die sorgfältige Auswertung chinesischer Quellen sowie auf Beobachtungen, die der Verfasser auf seinen Reisen durch sieben Provinzen des Reiches angestellt hatte¹⁸. Das wohl einflußreichste Werk über China, das im 18. Jahrhundert in Europa erschien, Jean-Baptiste Du Halde vierbändiges Kompendium ‚Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l’Empire de la Chine‘ (1735) ging im Reichtum seiner geographischen Detailangaben noch über Martinis faktenreiches Buch hinaus¹⁹. Ihm waren 42 Karten von der Hand des berühmten Jean-Baptiste Bourguignon d’Anville beigegeben, der zwar nie selber in China gewesen, aber durch reiche Erträge jesuitischer Forschung in den Stand gesetzt worden war, Kartenblätter anzufertigen, die bis weit ins 19. Jahr-

¹⁶ Vgl. dazu die umfangreiche Bibliographie des älteren westlichen Schrifttums über China: H. Cordier, *Bibliotheca Sinica*, 5 Bde., Paris 1904–1924. Gute Überblicksdarstellungen sind: C. R. Boxer, *Some aspects of Western historical writing on the Far East, 1500–1800*, in: W. G. Beasley und E. G. Pulleyblank (Hg.), *Historians of China and Japan*, London 1961, S. 307–321; O. B. van der Sprenkel, *Western sources*, in: D. D. Leslie, C. Mackerras und Wang Gungwu (Hg.), *Essays on the Sources for Chinese History*, Canberra 1973, S. 154–175.

¹⁷ Vgl. als einleitenden Überblick: W. Reinhard, *Gelenkter Kulturwandel im siebzehnten Jahrhundert. Akkulturation in den Jesuitenmissionen als universalhistorisches Problem*, in: *Historische Zeitschrift* 223, 1976, S. 529–590; ders., *Geschichte der europäischen Expansion*. Bd. 1: *Die Alte Welt bis 1818*, Stuttgart 1983, S. 184 ff.

¹⁸ A. H. Rowbotham, *Missionary and Mandarin: The Jesuits at the Court of China*, Berkeley und Los Angeles 1942, S. 266; R. V. Tooley, *Maps and Map-Makers*, London 1970, S. 106; G. Hamann, P. M. Martini: ein Tiroler Jesuit als Begründer der Geographie Chinas, in: *Tiroler Heimat* 30, 1966, S. 101–110.

¹⁹ Vgl. Th. N. Foss, *Reflections on a Jesuit encyclopedia: Du Halde’s Description of China (1735)*, in: *Actes du IIIe Colloque Internationale de Sinologie*, Paris 1983, S. 67–77; über Du Halde Redaktionsmethoden daneben immer noch Pinot (wie Anm. 15), S. 158–181.

hundert hinein unübertroffen bleiben sollten²⁰. So Entscheidendes diese großen Synthesen den gelehrten Missionaren und ihren Messungen im Felde verdankten, so wenig wären sie freilich zustande gekommen ohne die Arbeit von Generationen chinesischer Kartographen²¹.

So war denn China für den in die Welt hinausblickenden Europäer des 18. Jahrhunderts keine *terra incognita*, keine von Fabelwesen – wie den durchaus noch durch die Literatur der Aufklärungszeit spukenden „patagonischen Riesen“²² – bevölkerte Wunderwelt. Eher war das Gegenteil der Fall: Dem Reichtum an exakter Information entsprach als seine Kehrseite die Armut an imaginativen Vergegenwärtigungen des chinesischen Raumes. Die Gelehrsamkeit der Jesuiten war in erster Linie das Ergebnis unermüdlichen Studiums der Schriftquellen, viel weniger der schöpferischen Verarbeitung des Augenscheins. Ihnen ging es nicht so sehr um Erfolge auf dem rasch sich erweiternden Markt der Reiseliteratur als darum, sich einerseits durch wissenschaftliche Leistungen die Duldung und Anerkennung des chinesischen Hofes und der Beamten-Gelehrten zu erwerben, andererseits aber das kulturelle Prestige Chinas im Westen mit der Absicht zu erhöhen, daß ein Abglanz davon auf die eigenen Missionsbemühungen fallen möge. Deswegen bemühten sich die Jesuiten in der Regel – ohne einem Minimum an volkstümlicher Verständlichkeit jemals völlig zu entsagen – um Wissenschaftlichkeit nach den Maßstäben des Westens wie des Ostens. Es verwundert daher nicht, daß ihre Texte – und zumal die geographischen – eher pedantisch als flamboyant waren, eher informativ als evokativ. Sie appellierten weniger an die Einbildungskraft als an den Verstand. Wenn China dem Westen, wie Michel Foucault geschrieben hat, als „der privilegierte Ort des Raums“ erschien, als „eine Kultur, die völlig der Aufteilung

²⁰ Tooley (wie Anm. 18), S. 43; J. Dörflinger, *Die Erforschung der Erde und ihr kartographischer Niederschlag im Zeitalter der Aufklärung – Grundzüge und Marksteine*, in: G. Klingenstein, H. Lutz und G. Stourzh (Hg.), *Europäisierung der Erde? Studien zur Einwirkung Europas auf die außereuropäische Welt*, Wien 1980, S. 45.

²¹ Zur chinesischen Kartographie vgl. J. Needham, *Science and Civilisation in China*. Bd. 3: *Mathematics and the Sciences of the Heavens and the Earth*, Cambridge 1959, S. 525–591.

²²Vgl. P. G. Adams, *Travelers and Travel Liars, 1660–1800*. Neuausgabe New York 1980, S. 19–43.

der Ausdehnung geweiht ist²³, so liegt eine der Ursachen darin, daß jene fremde Welt den Europäern von ihren einflußreichsten Gewährleuten als abstrakter Raum und wissenschaftlich-objektiv erfaßte Landschaft repräsentiert wurde.

China war bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts eine zwar bekannte, nicht aber eine erfahrene Welt – in dem Doppelsinn des Wortes, an den Ralph-Rainer Wuthenow erinnert hat²⁴. Fremde Seefahrer, Kaufleute und Abenteurer berührten Chinas Küsten; sie sahen Macao, Formosa, dann vor allem die Hafengstadt Kanton, auf welche die chinesische Regierung seit 1760 den Überseehandel beschränkte²⁵. Die wenigen, die darüber schrieben, wußten zumeist Unerfreuliches zu berichten; die Stereotype von der chinesischen Fremdenfeindlichkeit, vom betrügerischen Kaufmann und verräterischen Mandarin haben ihren Ursprung in dieser Literatur des punktuellen maritimen Kontakts, die schnell von den europäischen Gegnern des jesuitischen China-Enthusiasmus zu einer Tradition der China-Verachtung ausgemünzt wurde. Es fehlte hingegen die Bilderwelt der großen Landreise. Carsten Niebuhr in der arabischen Wüste, Mungo Park in afrikanischer Wildnis, James Bruce auf dem Weg zu den Quellen des Nil, Tavernier und Bernier im Reich des Großmoguls – nichts Chinesisches ist dem für die Zeit vom Ende der *pax mongolica* im 14. bis zur „Öffnung“ des Reiches im 19. Jahrhundert an die Seite zu stellen.

Dies lag vor allem an der Selbstabschließung Chinas unter der späten Ming- und der Qing-Dynastie. Außer den Missionaren, von denen die literarisch produktivsten zumeist am Pekinger Hof weilten, erhielten nur die Teilnehmer der acht offiziellen Gesandtschaften, die im 17. und 18. Jahrhundert Einlaß nach China fanden, Gelegenheit, Teile des Landesinnern mit eigenen Augen zu sehen. Bei weitem die aufwendigste und publizistisch

am breitesten ausgewertete dieser Missionen war 1793/94 die britische unter Lord Macartney²⁶, deren Mitglieder bis hin zu Macartneys Kammerdiener nicht säumten, ihre Erlebnisse alsbald dem europäischen Publikum zur Kenntnis zu bringen²⁷. Kein einziger dieser Berichte erreichte jedoch die Erfahrungsin-tensität der großen Bücher aus der „Zeit der wahren Reisen“²⁸, kein einziger näherte sich andererseits den Maßstäben objekt-naher Beschreibung und proto-anthropologischer Reportage, wie sie nicht lange zuvor durch die Schriften der Reisebegleiter des Kapitän Cook gesetzt worden waren. Macartneys eigene Aufzeichnungen, die diejenigen seiner Gefährten weit überragen, sind zudem erst 1962 vollständig ediert worden²⁹. So mangelte es denn um die Wende zum 19. Jahrhundert, ungeachtet einer umfangreichen Chinaliteratur, an erfahrungsgestützten *images* aus dem Reich der Mitte, besonders an Bildern von Land und Leuten. Die einzige Ausnahme in der darstellenden Kunst waren die 48 Tuschkätzungen, die William Alexander, der künstlerische Begleiter der Macartney-Mission, 1805 unter dem Titel ‚The Costume of China‘ veröffentlichte. Der größte und wichtigste Teil von Alexanders chinesischen Arbeiten blieb jedoch unpubliziert³⁰.

In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts versiegten dann die Informationsquellen in Peking. Nach der Auflösung des Jesuitenordens 1773 blieben die meisten der Missionare in China, doch schwand ihre Zahl rasch dahin. Der letzte große Gelehrte

²³ M. Foucault, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt a. M. 1971, S. 21 (Hervorhebung im Original).

²⁴ R.-R. Wuthenow, Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung, Frankfurt a. M. 1980.

²⁵ Das maßgebliche Werk zum Kanton-Handel ist L. Dermigny, La Chine et l'Occident: Le commerce à Canton au XVIIIe siècle, 1719–1833, 3 Bde. und Atlas, Paris 1964. Eine gute kurze Darstellung findet sich bei F. Wakeman, Jr., The Canton Trade and the Opium War, in: J. K. Fairbank (Hg.), The Cambridge History of China, Bd. 10, Cambridge 1978, S. 163–174.

²⁶ Nach wie vor die beste Untersuchung dazu: E. H. Pritchard, The crucial years of early Anglo-Chinese relations, 1750–1800, in: Research Studies of the State College of Washington 4, 1936, S. 272–384. Zur chinesischen Perspektive vgl. J. L. Cranmer-Byng, Lord Macartney's embassy to Peking in 1793, in: Journal of Oriental Studies 4, 1957/58, S. 117–183.

²⁷ A. Anderson, A Narrative of the British Embassy to China in the Years 1792, 1793 and 1794, London 1795; J. Barrow, Travels in China, London 1804; J. C. Hüttner, Nachricht von der Britischen Gesandtschaftsreise durch China und einen Theil der Tartarei, Berlin 1797; Sir George L. Staunton, An Authentic Account of an Embassy from the King of Great Britain to the Emperor of China, London 1797.

²⁸ C. Lévi-Strauss, Traurige Tropen, Frankfurt a. M. 1978, S. 37 (Hervorhebung im Original).

²⁹ An Embassy to China. Being the Journal Kept by Lord Macartney during his Embassy to the Emperor Ch'ien-lung (1793–1794), ed. by J. L. Cranmer-Byng, London 1962.

³⁰ Vgl. S. Legoux, Image of China: William Alexander, London 1980.

unter ihnen, Joseph Amiot, starb im November 1792³¹. Seit 1784 füllten die Lazaristen den Platz der Jesuitenmissionare. Eine neue Welle von Christenverfolgungen, die schon 1785 begann und nach 1796 von dem neuen Kaiser Jiaqing, dem „chinesischen Nero“, wie ihn ein Historiker der Gesellschaft Jesu genannt hat³², verstärkt fortgesetzt wurde, drängte jedoch jedwede Art von missionarischer Tätigkeit bald in die Defensive. Ohnehin fehlten selbst den besten unter den Lazaristen die wissenschaftlichen Interessen und Fähigkeiten der Jesuiten. Diesen gelang noch nach der Unterdrückung des Ordens ihr letztes sinologisches Meisterstück mit den ‚Mémoires concernant l’histoire, les sciences, les arts, les mœurs, les usages, etc. des Chinois‘, deren abschließender Band 1814 erschien; die meisten der in den siebzehn Bänden veröffentlichten Abhandlungen und Übersetzungen waren allerdings schon vor 1760 verfaßt worden. Eine neuerliche britische Gesandtschaft, dieses Mal unter Lord Amherst, vermochte 1816 nicht einmal mehr zum Kaiser vorzudringen³³. Sie blieb auch literarisch ohne Ertrag. China verschloß sich den Fremden in einem Ausmaß, wie man es seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr gekannt hatte. Allein die Russen warfen durch ihre geistliche Mission gelegentlich noch einen anderen als den kaufmännisch-küstengebundenen Blick hinter die fast ganz geschlossene Tür³⁴.

II

Zur gleichen Zeit arbeitete man in Europa, obzwar längst aus dem *rêve chinois* erwacht, mit dem während zweier Jahrhunderte angesammelten Wissen und Material. Zuerst in Frank-

reich, dann in Deutschland, mit längerer Verzögerung auch in anderen Ländern, institutionalisierte sich eine akademische Sinologie an der Seite der älteren orientalistischen Disziplinen³⁵. Daneben entstanden, besonders in Deutschland, weitausgreifende synthetische Deutungen Chinas: durch Hegel in der Geschichtsphilosophie³⁶, durch Wilhelm von Humboldt in der Theorie der Sprache³⁷ und durch Carl Ritter in der Geographie. In nur scheinbarem Kontrast zu solch gesteigerter Reflexion auf das hochkulturell Andere stand die Rehabilitation des schon vor Jahrhunderten in den Ruch des Aufschneiders und Lügenboldes geratenen Ur-Besuchers der Chinesen, des mittelalterlichen Venezianers Marco Polo. Goethe, der ihn in der deutschen Übersetzung von Felix Peregrin (1802) las, lobte seine Fähigkeit, „das Gefühl des Unendlichen, Ungeheuren in uns aufzuregen“, war aber zugleich bereit, „die Wahrheit seiner Anschauung“ einzuräumen. Nur „der wohlunterrichtete Geograph“ könne darüber ein letztgültiges Urteil sprechen, doch weckte die Korrektheit der Beschreibung, der Blick für „so manche Besonderheit“ Goethes Vertrauen³⁸. Vor allem fand er bei Marco Polo jene Vergegenwärtigung durchreisten Raumes, die in der gesamten neuzeitlichen Literatur über China fehlte. Marco „führt uns durch unübersehbare Wüsten, dann zu herdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Menschen von wunderbaren Gestalten und Sitten, und läßt uns zuletzt über Eis und Schnee nach der ewigen Nacht des Poles hinschauen. Dann auf einmal trägt er uns wie auf einem Zaubermantel über die Halbinsel Indiens hinab³⁹.“ Goethe erkennt bei Marco Polo die Trennung des mit Hilfe des

³¹ Vgl. C. de Rochemonteix, S. J., *Joseph Amiot et les derniers survivants de la mission française à Pékin (1750–1795)*, Paris 1915, S. 430f.

³² F. Bortone, *I Gesuiti alla corte di Pechino*, Rom 1969, S. 220.

³³ Vgl. H. B. Morse, *The International Relations of the Chinese Empire*, Bd. 1, London 1910, S. 56f.

³⁴ Vgl. W. Barthold, *Die geographische und historische Erforschung des Orients mit besonderer Berücksichtigung der russischen Arbeiten*, Leipzig 1913, S. 184f. Zur Arbeitsweise der Mission im 18. Jahrhundert vgl. E. Widmer, *The Russian Ecclesiastical Mission in Peking during the Eighteenth Century*, Cambridge (Mass.) 1976.

³⁵ Vgl. P. Demiéville, *Aperçu historique des études sinologiques en France*, in: *Acta Asiatica* 11, 1966, S. 56–110, bes. S. 74ff.; Th. Benfey, *Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland*, München 1869, S. 760–766; J. L. Cranmer-Byng, *The first English sinologists: Sir George Staunton and the Reverend Robert Morrison*, in: F. S. Drake (Hg.), *Symposium on Historical, Archaeological and Linguistic Studies on Southern China, South-East Asia and the Hong Kong Region*, Hong Kong 1967, S. 247–260.

³⁶ Vgl. E. Schulz, *Die weltgeschichtliche Erfassung des Orients bei Hegel und Ranke*, Göttingen 1958, S. 67–76.

³⁷ Vgl. Ch. Harbsmeier, *Wilhelm von Humboldts Brief an Abel-Rémusat und die philosophische Grammatik des Altchinesischen*, Stuttgart 1979.

³⁸ J. W. v. Goethe, *Werke*, Hamburger Ausgabe, Bd. 2, München 1981, S. 226f.

³⁹ Ebd., S. 227.

„Zaubermantels“ literarisch darstellenden Reiseschriftstellers vom erdgebundenen empirischen Reisenden. Der Eindruck des „Unendlichen, Ungeheuren“, den der Bericht beim Leser hinterläßt, ist eben gerade ein Ergebnis dieser Entzweiung. Darin, überall gewesen zu sein, aber dem kühlen Blick aufs Detail die Vision des großen Ganzen nicht geopfert zu haben, liegt im frühen 19. Jahrhundert, nach der langen Periode gründlichen Gelehrteneifers, die Aktualität des Schriftstellers Marco Polo. Auch Hegel, der sich in den China-Schriften des 18. Jahrhunderts gut auskannte, verteidigte den Venezianer gegen seine Verächter. Er sah seine Bedeutung darin, schon früh das richtige Maß genommen und zu einer Zeit, da nichts näher gelegen hätte als fabelndes Übertreiben, die Ausdehnung und den Bevölkerungsreichtum Chinas hinlänglich akkurat eingeschätzt zu haben⁴⁰. Carl Ritter schließlich, der alles andere als ein Wundergläubiger war und die geographische Literatur vermutlich besser übersah als irgendeiner seiner Zeitgenossen, würdigte Marco Polo als die für manche Gegenden Chinas noch immer einzige halbwegs verlässliche Autorität und pries sein „in vielen Teilen noch so sehr bedürftiges, klassisches und einziges Werk“⁴¹. So gründete Ritter denn auch seine Darstellung des mittleren Huanghe-Systems entscheidend auf Marco Polos Beschreibung⁴².

In Carl Ritter (1779–1859)⁴³, dessen gigantisches Lebenswerk hier nur mit seinen Ostasien gewidmeten Teilen in Betracht

⁴⁰ G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte Bd. 2: Die orientalische Welt, hg. von G. Lasson, Hamburg 1923, S. 277.

⁴¹ C. Ritter, Der Süd-Osten von Hochasien; dessen Wassersysteme und Gliederungen gegen Osten und Süden, Berlin 1834, S. 514 (= Ritter, Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen..., Teil IV).

⁴² Ebd., S. 513–522.

⁴³ Zu Ritter neuerdings: H. Beck, Carl Ritter – Genius der Geographie, Berlin 1979; M. Büttner (Hg.), Carl Ritter. Zur europäisch-amerikanischen Geographie an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, Paderborn 1980; K. Lenz (Hg.), Carl Ritter. Geltung und Deutung, Berlin 1981; H. Richter (Hg.), Carl Ritter. Werk und Wirkungen. Beiträge eines Symposiums im 200. Geburtsjahr des Gelehrten, Gotha 1983; Carl Ritter in seiner Zeit, 1779–1859. Ausstellung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin, 1. November 1979 – 12. Januar 1980, Berlin 1979. Die Sekundärliteratur bis 1981 ist verzeichnet bei P. Bernhardt und J. Breuste, Schrifttum über Carl Ritter, Gotha 1983.

kommen kann, kulminierte die geographisch-historische Erfassung des Orients zu einem Zeitpunkt, als die asiatischen Reiche in ein Stadium terminaler Krise geraten waren und die europäischen Großmächte (mit subsidiärer Beteiligung der Vereinigten Staaten von Amerika) Schritt für Schritt jenes Übergewicht erlangten, das sie in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu formeller Herrschaft oder informeller Kontrolle über große Teile des asiatischen Kontinents und der pazifischen Inselwelt führen sollte. Der erste Teil von Ritters am Ende einundzwanzigbändiger ‚Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen oder Allgemeine vergleichende Geographie als Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften‘ erschien 1817, als England im Begriffe stand, seine militärische Eroberung der indischen Kernregionen abzuschließen. In den folgenden Jahrzehnten wurde Ritter Zeuge einer fortschreitenden Erosion der asiatischen Reiche. 1819 entstand Singapore als Stützpunkt für den Seehandel und Kristallisationskern der britischen Expansion in Südostasien; etwa gleichzeitig begann Holland mit Festigung und Ausbau seiner Herrschaft über die indonesischen Inseln; 1826 besiegelte Burmas Niederlage gegen England die erste Phase des britischen Ausgreifens nach „Hinterindien“; 1839 geriet das Osmanische Reich im Laufe der sogenannten zweiten Muhammad-Ali-Krise an den Rand des Zusammenbruchs; China unterlag 1842 im ersten Opiumkrieg; seit 1828 errangen zuerst Rußland, dann auch England und die anderen westlichen Mächte Konzessionen in Persien; 1853 begann die „Öffnung“ Japans durch den Westen; 1858 besetzten die Franzosen Saigon; im gleichen Jahr leitete die Unterdrückung des indischen Aufstands tiefgreifende Änderungen in der britischen Kolonialherrschaft ein; Rußland eignete sich zwischen 1858 und 1860 große chinesische Gebiete am Unterlauf des Amur an und schob während der gesamten Periode kontinuierlich seine Herrschaft nach Zentralasien vor.

Als Geograph sah es Ritter nicht als seine Aufgabe an, diese zeitgenössischen Ereignisse direkt in seinem Werk zu reflektieren. Er verfolgte sie indessen auf das genaueste und gab zum Beispiel 1836 im zweiten Indien-Band der ‚Erdkunde‘ eine wohlinformierte und potentielle Konfliktursachen treffend analysie-

rende Darstellung des indisch-chinesischen Opiumhandels⁴⁴. Obwohl er kein so freimütiger Kritiker des Kolonialismus war wie sein Zeitgenosse Alexander v. Humboldt, ließ er sich durch die Gewichtsverschiebung zugunsten der europäischen Mächte, die sich vor seinen Augen in Asien vollzog, nicht von einer universal-ökumenischen Sichtweise abbringen, derzufolge alle Zivilisationen gleichermaßen unmittelbar zu Gott waren. Weder teilte er die Auffassung Hegels, seines Kollegen an der Berliner Universität, der trotz all seiner tiefen Einsicht in die jeweilige Individualität der orientalischen Hochkulturen die Weltgeschichte in der europäischen Gegenwart gipfeln ließ⁴⁵, noch fand er sich bereit, die Völker der Erde nach ihrer rassischen Beschaffenheit, dem Grad ihrer moralischen Vervollkommnung oder ihres zivilisatorischen Fortschritts auf einer evolutionären Wertskala anzuordnen⁴⁶. Mit Hegel und vielen anderen Zeitgenossen sah er China jedoch als statisch an.

Ritter wäre der letzte gewesen, dem chinesischen Reich eine lange, bewegte und vielfältige Geschichte abzusprechen; immer wieder flocht er in seine geographischen Beschreibungen lange Passagen historischer Analyse ein. Aber auch er betrachtete die Grundzüge der chinesischen Zivilisation als letzten Endes konstant. China war ihm eine in sich abgeschlossene und uniforme Welt, die wenig Raum für die Ausprägung von Individualität ließ, die zwar günstige Bedingungen für die niederen Fähigkeiten des Menschen – Handel, handwerkliche Geschicklichkeit, Gewerbefleiß usw. – bot, aber die Entfaltung der höheren geistigen Anlagen behinderte⁴⁷. Eine Erklärung dafür suchte er nicht in einem beschränkten Volkscharakter, sondern vornehmlich in Umweltfaktoren. Hatten frühere Autoren bereits auf die Offenheit und Einförmigkeit der nordchinesischen Ebene hingewiesen, wodurch politische Zentralisierung und in der Folge ein oppressiver Despotismus begünstigt werde, so ergänzte Ritter

⁴⁴ C. Ritter, *Die Indische Welt II*, Berlin 1836, S. 773–800 (= Ritter, *Die Erdkunde...*, Teil VI). Vgl. auch E. Plewe, Carl Ritters ‚produktenkundliche‘ Monographien im Rahmen seiner wissenschaftlichen Entwicklung, in: *Geographische Zeitschrift* 67, 1979, S. 12–28.

⁴⁵ Schulin (wie Anm. 36), S. 138.

⁴⁶ Vgl. P. Kremer, Carl Ritters Einstellung zu den Afrikanern. Grundlagen für eine philanthropisch orientierte Afrikaforschung, in: Lenz (wie Anm. 43), S. 127–154.

⁴⁷ Ritter (wie Anm. 41), S. 726–729.

dies um die Beobachtung, daß die Reliefstruktur vieler chinesischer Landschaften die Menschen dazu zwingt, in relativer Isolierung voneinander zu siedeln: mehrere Provinzen seien fast ganz durch hohe Bergzüge von der Umwelt abgeschnitten, während das Hügelland Südchinas durch parallel verlaufende Täler gekennzeichnet sei, so daß weite Teile des Reiches geradezu einem Archipel dicht besiedelter, aber nur schwach miteinander verbundener Inseln glichen⁴⁸. Die oft beklagte „Beschränktheit“ der Chinesen, ihr Parochialismus und ihre „Fremdenfeindlichkeit“ ließen sich auf diese Weise zumindest zu einem Teil auf die Beschaffenheit ihres natürlichen Habitat zurückführen.

Ritters Bemühen um das Verständnis menschlicher Lebensformen in ihrer Beziehung zur natürlich gegebenen Umwelt bewahrte ihn vor einer moralischen Be- und Verurteilung der Bewohner des Orients, wie sie etwa im Werk seines Zeitgenossen James Mill publikumswirksamen Ausdruck fand. Beide Nationen, sowohl die Inder als auch die Chinesen, so schrieb Mill in seiner einflußreichen ‚*History of British India*‘ (1817/18) „are to a nearly equal degree tainted with the vices of insincerity; dissembling, treacherous, mendacious, to an excess which surpasses even the usual measure of uncultivated society. Both are disposed to excessive exaggeration with regard to everything relating to themselves. Both are cowardly and unfeeling. Both are in the highest degree conceited of themselves, and full of affected contempt for others. Both are, in the physical sense, disgustingly unclean in their persons and their houses“⁴⁹. Wenn gleich Mills Sprache an den aggressiven Ethnozentrismus erinnert, wie er schon in einigen Reiseberichten des 18. Jahrhunderts aufgetreten war und wie er dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum vorherrschenden Sentiment in der europäischen Asienliteratur wurde, so war er doch selber ebensowenig in Indien oder China gewesen, wie Carl Ritter jemals Europa verlassen hatte. Es waren also nicht unangenehme persönliche Erfahrungen, die Mills Verdikt bestimmten und deren Abwesenheit im Falle Ritters zu einer – wie es späteren *Old China Hands* erscheinen mußte – idealisierenden und illusionären Darstellung

⁴⁸ Ebd., S. 729.

⁴⁹ J. Mill, *History of British India*, Bd. 1, London 1820, S. 486.

des Fernen Ostens führte. Weder Mills noch Ritters Asienbild war das gedanklich geläuterte Resultat unmittelbarer Erfahrung; in beiden Fällen beruhte es auf einem ausgiebigen Studium des in Europa erreichbaren schriftlichen Materials.

Doch bereits in die Auswahl der Informationsquellen floß ein Werturteil ein. Der Protestant James Mill weigerte sich, den Berichten der „popish missionaries“⁵⁰ Glauben zu schenken, und verwandte vor allem die von den Agenten der East India Company nach London gesandten Nachrichten, zu denen er als Angestellter der Company besten Zugang besaß. Für den Protestanten Carl Ritter dagegen bildeten eben jene missionarischen Arbeiten die wichtigsten Quellen seiner Ostasienkenntnisse. Im Unterschied zu Mill, der die Wissenschaften Asiens kurzerhand als primitiven Aberglauben abtat⁵¹, sah sich Ritter ausdrücklich veranlaßt, dem „verjäherten, allgemeinen Vorurteil der Europäer“ entgegenzutreten, die chinesische Geographie und Kartographie sei ohne Wert für den modernen europäischen Forscher⁵². Wenn es Ritter als erstem gelang, wie Richthofen später urteilte, „eine lebensvolle Beschreibung“ Chinas zu entwerfen, so verdankte sich dies nicht nur der „großartigen Combinationsgabe“ und dem „bewunderungswürdigen Fleisse“ des bedeutenden Geographen⁵³, sondern in erheblichem Maße auch den Erkenntnissen der chinesischen Wissenschaft, die von den Jesuitenmissionaren nach Europa übermittelt worden waren.

Für eine Erörterung von Richthofens eigenen Chinastudien ist Carl Ritter als Vorgänger von vierfachem Interesse. Erstens repräsentierte er eine einflußreiche Schulrichtung innerhalb der deutschen Geographie, mit der sich um die Jahrhundertmitte jeder Nachwuchsgelehrte auseinandersetzen mußte. Richthofen hörte zwar Vorlesungen bei Ritter in Berlin, gehörte aber nicht zu dessen engerem Schülerkreis. Er fühlte sich stärker durch eine mehr naturwissenschaftlich ausgerichtete Erdkunde angezogen und qualifizierte sich denn auch zunächst als Geologe. Methodisch entschied sich der junge Richthofen also gegen

Ritter. Sobald er aber sein wissenschaftliches Interesse auf China richtete, konnte er – zweitens – nicht umhin, Ritter als die führende europäische Autorität anzuerkennen. Ritters Ostasienbände bedeuteten die Krönung, aber auch das Ende der Möglichkeiten, die sich einer „Lehnstuhl-Geographie“ ohne direkte Feldbeobachtung boten. Ritter hatte das gesamte bibliothekarisch greifbare Wissen Europas über die Geographie Chinas in einer souveränen Synthese zusammengefaßt, die beim gegebenen Wissensstand nicht zu übertreffen war. Der nächste Schritt mußte darin bestehen, die Reisetradition Marco Polos wieder aufzunehmen. Eben dies tat Richthofen und fügte der literarischen Rehabilitation des Venezianers gleichsam die praktische hinzu. Drittens konnte und mußte er dort anschließen, wo Ritter über die älteren missionarischen Arbeiten hinausgegangen war, vor allem in einer Darstellung großräumiger Zusammenhänge, die mehr war als die Addition topographischer Einzelheiten. Ritter hatte ein umfassendes Bild der ostasiatischen Landschaften entworfen, das bei aller Gelehrsamkeit über weite Strecken nicht anders als visionär sein konnte. Hatte Ritter China imaginiert, so schickte Richthofen sich an, es zu beobachten. Das Werk des Berliner Gelehrten war ihm dabei, trotz aller fortbestehenden Differenzen in Grundsatzfragen, von unschätzbarem heuristischem Wert. Ritters Erfassung des Ganzen diente ihm gleich einem durch die Empirie zu überprüfenden Gebäude von Hypothesen als Wegweiser durch die Menge der an Ort und Stelle gesammelten Eindrücke. Ritter hatte, anders gesagt, die Dimension abgesteckt, in der China geographisch gedacht werden mußte.

Viertens schließlich gehörte zu Ritters Erbe – ebenso wie zu dem Goethes und der Brüder Humboldt – eine universalistische, nicht schlechterdings von der Überlegenheit Europas ausgehende Einschätzung der asiatischen Hochkulturen. Eine solche Einschätzung war schon im frühen 19. Jahrhundert nicht unwidersprochen geblieben. Hegel zum Beispiel hatte sie geschichtsphilosophisch eingeschränkt und James Mill, freilich im Dienste einer Imperialmacht stehend, sie mit Hilfe einer etwas fragwürdigen Interpretation der historischen Quellen zu widerlegen versucht. Zur Zeit, als Richthofen seine erste unmittelbare Bekanntschaft mit China machte, war von der Chinabegeisterte-

⁵⁰ Ebd., S. 457.

⁵¹ Vgl. G. D. Bearce, *British Attitudes towards India, 1784–1858*, London 1961, S. 70.

⁵² Ritter (wie Anm. 41), S. 491.

⁵³ Richthofen, *China I*, S. 687.

zung des frühen und mittleren 18. Jahrhunderts nichts mehr übrig, und der Gang der historischen Ereignisse schien Mills Standpunkt verachtungsvoller Überlegenheit des Europäers über die Asiaten täglich neu zu bestätigen. Gleichwohl war, besonders auf dem Kontinent, die universalistische Denkweise noch nicht völlig verschwunden. Die Perzeption des Orients war noch im Fluß, war noch nicht zu festen Stereotypen erstarrt. Noch gab es nicht die Berge oft unseriöser Reiseliteratur, die manchen späteren Chinafahrer häufig nur das erleben ließen, was er zuvor gelesen hatte. Als Richthofen in China ankam, fand er sich in einer noch weithin offenen und undefinierten Situation.

III

Ferdinand v. Richthofen erreichte China 1860 als geologischer Begleiter im Range eines Legationssekretärs der preußischen Gesandtschaft in den Fernen Osten, die unter der Führung von Graf Friedrich Albrecht zu Eulenburg, dem späteren preußischen Minister des Innern (1862–78), Preußen und den anderen deutschen Staaten (mit Ausnahme Österreichs) einen Anteil an den Privilegien sichern sollte, die England und Frankreich kurz zuvor dem chinesischen Reich im sogenannten zweiten Opiumkrieg abgezwungen hatten⁵⁴. Die Expedition erreichte ihre maßvolleren Ziele: Es wurden diplomatische Beziehungen mit China, Japan und Siam aufgenommen und Handelsverträge mit diesen Ländern abgeschlossen. Der deutsch-chinesische Vertrag vom 1. September 1861 verschaffte den deutschen Staaten im Prinzip die gleichen Vorrechte, die auch Großbritannien und Frankreich genossen. Der Auftrag der preußischen Regierung, eine preußische Kolonie im Pazifik, in Südamerika oder auf Formosa zu errichten, blieb freilich unausgeführt. Die wissen-

⁵⁴ Grundlegend für den historischen Hintergrund: J. K. Fairbank, The creation of the Treaty System, in: ders. (Hg.), The Cambridge History of China, Bd. 10, Cambridge 1978, S. 213–263. Zur preußischen Gesandtschaft: H. Stoecker, Deutschland und China im 19. Jahrhundert. Das Eindringen des deutschen Kapitalismus, Berlin (Ost) 1958, S. 49–61; Yu Wen-tang, Die deutsch-chinesischen Beziehungen von 1860 bis 1880, Bochum 1981, S. 44–88.

schaftliche Ausbeute des Unternehmens war verhältnismäßig bescheiden, vor allem was China betraf, wo man nur in sehr begrenztem Maße Gelegenheit zu Forschungen auf dem Festland fand. Dem jungen Richthofen, der zuvor Privatdozent an der Universität Wien gewesen war, nutzte seine Beteiligung an diesem frühen Versuch preußischer Weltpolitik wenig. Er trennte sich von der Expedition und begab sich nach Kalifornien, wo er bis 1868 als freischaffender Geologe tätig war.

Während Richthofen in Kalifornien Goldvorkommen aufspürte – ohne selber von seinen Funden zu profitieren –, verbesserten sich rasch die Chancen für die Reisen von Ausländern in China. Der Vertrag von Nanjing (1842) hatte China zwar unter anderem verpflichtet, fünf Hafenstädte als *treaty ports* für Handel und Niederlassung von Fremden zu öffnen, doch blieb Ausländern weiterhin der Zutritt zum Innern des Landes verwehrt⁵⁵. Erst der Vertrag von Tianjin (1858) und die Konvention von Peking (1860) legalisierten – als Teil eines umfassenden Pakets ausländischer Vorrechte – Reisen von Fremden ins Landesinnere⁵⁶. In rascher Folge besuchten nun Handelsagenten und Konsulatsbeamte, Naturforscher und Abenteurer Gegenden, von denen man bisweilen seit Marco Polo nichts mehr vernommen hatte⁵⁷. Der Generalgouverneur von Cochinchina rüstete eine Mekong-Expedition aus, die die Provinz Yunnan erreichte, aber diesen strapaziösen Zugang zum chinesischen Markt für kommerziell untauglich erklären mußte⁵⁸. Auf russischer Seite diente die Große Sibirische Expedition von

⁵⁵ Von den Ausländern, die in den 1840er Jahren inkognito durch China reisten, wurden durch ihre Schriften am bekanntesten die Lazaristen-Patres Huc und Gabet sowie der englische Botaniker Robert Fortune. Vgl. E.-R. Huc, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846, Paris 1850; dazu P. Pelliot, Le Voyage de MM. Gabet et Huc à Lhasa, in: T'oung Pao 24, 1926, S. 133–178. R. Fortune, Three Years Wanderings in the Northern Provinces in China, London 1847; ders., Journey to the Tea Countries of China, London 1852; ders., A Residence among the Chinese, London 1857.

⁵⁶ Morse (wie Anm. 33), Bd. 1, S. 563.

⁵⁷ Dazu immer noch informativ: Richthofen, China I, S. 706–726; daneben F. Embacher, Lexikon der Reisen und Entdeckungen, Leipzig 1882, S. 359–364; F.M. Roberts, Western Travellers to China, Shanghai 1932, S. 65ff.

⁵⁸ Vgl. M. E. Osborne, River Road to China: The Mekong River Expedition, 1866–1873, London 1975.

1855–1863 als Auftakt zur künftigen Nutzung wissenschaftlicher Missionen als Instrumenten imperialer Einflußerweiterung⁵⁹. Trotz der Beseitigung rechtlicher Schranken waren jedoch weite Teile Chinas de facto weiterhin unzugänglich. Erst die Unterdrückung der Taiping-Revolution in Zentralchina (abgeschlossen 1864) sowie das Ende der Nian-Rebellion im Süden Nordchinas (1868) und des Moslem-Aufstandes in Yunnan (1873) verschafften einem in Peking ausgestellten Transitpaß ein Minimum an Respekt auch in diesen Teilen des Landes.

Ferdinand v. Richthofen gehörte zu den ersten Ausländern, die von den neuen Möglichkeiten Gebrauch machten. Verglichen mit den invasionsartigen Vorstößen etwa eines Henry Morton Stanley in Afrika, wie sie die Epoche des voll entwickelten Imperialismus kennzeichnen sollten, waren die Überlandreisen im China der 1860er und 70er Jahre im Umfang bescheiden. Richthofen, der am 5. September 1868, über Japan von San Francisco kommend, in Shanghai an Land gegangen war, verbrachte die folgenden vier Jahre (bis Oktober 1872, mit einer siebenmonatigen Unterbrechung 1871) unterwegs in China, nur begleitet von seinem belgischen Diener und Dolmetscher Paul Splingaert und einer Trägerkolonne von bis zu einem Dutzend „Kulis“, die immer wieder neu an Ort und Stelle angeworben werden mußten. Anders als der wohlhabendere Aristokrat Alexander v. Humboldt, der seine südamerikanische Reise aus eigener Tasche bezahlt hatte⁶⁰, war Richthofen auf finanzielle Förderung angewiesen, was der Freiheit des schweifenden Gentleman gewisse Grenzen setzte und dem Unternehmen eine praktische Richtung gab. Während des ersten Jahres wurde die Finanzierung von der Bank of California getragen, danach von der Shanghai General Chamber of Commerce. Die Handelskammer vertrat britische und amerikanische Geschäftsinteressen und erwartete von Richthofen vor allem Aufklärung über die Vor-

⁵⁹ Vgl. M. Bassin, The Russian Geographical Society, the 'Amur Epoch' and the Great Siberian Expedition, 1855–1863, in: Annals of the Association of American Geographers 73, 1983, S. 240–256.

⁶⁰ Vgl. H. Beck, Alexander von Humboldt, Bd. 1, Wiesbaden 1959, S. 125.

kommen und die Nutzbarkeit von Bodenschätzen, insbesondere von Kohle⁶¹.

Richthofen hatte in Kalifornien keine Gelegenheit gehabt, sich mit der umfangreichen Literatur über China zu beschäftigen; auch hatte er nicht, wie es sich die Jesuitenmissionare zur Regel gemacht hatten, zuvor die Sprache des Landes gelernt. Dies war nun in der Eile nicht nachzuholen. Er trat seine große Reise mit nur wenig aktueller Vorbereitung an. Auf seinem speziellen Interessengebiet, der Geologie Chinas, hatte zwar der amerikanische Geologe Raphael Pumpelly kurz zuvor ein auf chinesische Arbeiten gestütztes Verzeichnis der Fundorte von Mineralien und Fossilien veröffentlicht⁶², das Richthofen auswertete. Über die Reisebedingungen im Landesinnern waren jedoch weder in Shanghai noch in Peking, wohin er sich zunächst wandte, um einen Paß des *Zongli yamen* (Außenministeriums) zu erlangen, aktuelle Auskünfte zu bekommen: Diplomaten und Geschäftsleute verließen, wie sich auch später immer wieder bestätigen sollte, die Hauptstadt und die *treaty ports* so gut wie nie. Die einzigen Ausländer, die, als Gruppe genommen, das Land einigermaßen gut kannten, waren Missionare, die zumeist in den inneren Provinzstädten lebten. „Nicht ohne Bangigkeit“ stand der Entdecker also „an der Pforte des ungeheuren Reiches“⁶³. Was ihn antrieb, das Wagnis zu riskieren, war zunächst der Entschluß des Fünfunddreißigjährigen, nach den kalifornischen Jahren, die er als vergeudet ansah, sich „eine Zukunft auf anderer Grundlage aufzubauen“ und ein „Kapital“ an Kenntnissen und wissenschaftlichen Resultaten anzusammeln, das Solides begründen sollte als „in unbestimmter Zukunft vielleicht einige Anwartschaft auf eine schlechtbesoldete Professur“⁶⁴.

⁶¹ Richthofen, China I, S. xii. Richthofen erfüllte seine Aufgabe durch das Einsenden mehrerer wirtschaftsgeographischer Berichte, die später gesammelt publiziert wurden: Baron Richthofen's Letters 1870–1872, Shanghai 1872. Eine zweite Ausgabe erschien 1903. Da das Chinawerk niemals in eine andere Sprache übersetzt wurde, dürfte es sich bei den ‚Letters‘ um Richthofens international am weitesten bekannte Arbeit handeln. Ihre fortwährende Bedeutung als historische Quelle betont: J. E. Spencer, A China geographer's bookshelf, in: China Geographer 10, 1978, S. 64.

⁶² R. Pumpelly, Geolocial Researches in China, Mongolia, and Japan, Washington (D.C.) 1866. Dazu Richthofen, China I, S. 707f.

⁶³ Richthofen, China I, S. xxix.

⁶⁴ Richthofen, Tagebücher I, S. 141.

China war – gewiß nicht nur, aber doch auch – ein Karriereprojekt: die Erschließung des letzten noch weithin unbereisten außereuropäischen Riesenreiches – und dies mit der Aussicht, „nicht nur wissenschaftlich etwas Bedeutendes leisten zu können, sondern auch einen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung der fremden Interessen in diesem wichtigsten der noch nicht geöffneten Länder der Welt auszuüben“⁶⁵. Ein teils preußisch-deutsches, teils sozusagen gesamtimperialistisches Sendungsbeußtsein motivierte Richthofen vom Anfang bis zum Ende seiner Reisen und bewog ihn schon früh, unangeforderte Memoranden über deutsche Möglichkeiten in China an Bismarck zu schicken⁶⁶. Er sah sich in der doppelten Rolle des wissenschaftlichen und des imperialen Pioniers, zugleich auch als Herold der Zivilisation an einer „halb-barbarischen“⁶⁷ *frontier*.

Der Stil seines Reisens entsprach diesem Selbstverständnis. Da es zu seiner Zeit außer Dampfem im Küstenverkehr und auf dem Yangzi bis hinauf nach Hankou (heute Wuhan) keine modernen Verkehrsmittel gab – in größerem Umfang wurden Eisenbahnen erst nach 1885 gebaut⁶⁸ –, bediente sich Richthofen zumeist solcher Fortbewegungsmittel, wie sie schon Marco Polo benutzt hatte: Pferd, Boot, Karren und Tragsessel. Den Weg von Taiyuan nach Xi'an zum Beispiel legte er in 19 Tagen zurück; Marco Polo hatte 21 Tage gebraucht⁶⁹. Marco freilich war als Beauftragter des Großkhans *à la tartare* gereist; die Jesuiten hatten sich seit Matteo Ricci in die Gewänder chinesischer Mandarine gekleidet; und noch die französischen Lazaristen Gabet und Huc hatten sich in den vierziger Jahren die Kapuzen tibetanischer Mönche übergezogen. Richthofen bedachte derlei Praktiken mit scharfer Mißbilligung. Als er in einem mongolischen Dorf belgische Missionare in chinesischer Tracht antraf, empörte er sich: „Es ist ein Hinabsteigen zu den Gewohnheiten einer niederen Rasse, während der Missionsprie-

⁶⁵ Ebd., S. 282, ähnlich S. 28.

⁶⁶ Vgl. Stoecker (wie Anm. 54), S. 71f.

⁶⁷ Richthofen, Tagebücher I, S. 141.

⁶⁸ Vgl. R. W. Huennemann, *The Dragon and the Iron Horse: The Economics of Railroads in China, 1876–1937*, Cambridge (Mass.) und London 1984, S. 44–47. Zur quantitativen Entwicklung des Eisenbahnbaus vgl. Ma Liqian u. a., *Zhongguo tielu biannian jianshi, 1881–1981* (Kurze Chronik des Eisenbahnbaus in China), Peking 1983.

⁶⁹ Richthofen, Tagebücher II, S. 204.

ster in jeder Beziehung einen höheren Standpunkt einnehmen soll als die Eingeborenen“⁷⁰. Noch kritischer urteilte er über einen „Dr. M.“, dem er in Nanjing begegnete: „Er hat eine chinesische Frau, mehrere Kinder und kann kaum in sein Vaterland zurückkehren. Er lebt hier in Nanking einsam in einem ungemütlichen chinesischen Raum, mitten auf einer verödeten Stätte unter Ruinen, und hat nur Chinesen als Umgang. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann von Talent und Geist sich in solcher Stellung befriedigt fühlen kann“⁷¹. Distanz war die oberste Maxime des Reisenden. Ähnlich wie Sir John Newell Jordan, der mächtige britische Gesandte in Peking von 1906 bis 1920, von dem berichtet wird, er habe selbst dann nicht auf Smoking und Fliege verzichtet, wenn er an einem heißen Sommerabend allein in einem gemieteten Tempel sein Abendessen zu sich nahm⁷², achtete Richthofen auf eine tadellose europäische Aufmachung. Er verachtete nicht nur die einheimische Kleidung, sondern auch die chinesische Küche und ließ unter Spilingaerts Aufsicht von angelernten chinesischen *boys* aus dem jeweils Vorhandenen europäische Kost zubereiten: „Fasanen, wilde Enten, auch ausnahmsweise ein Hirsch, oder wilde Tauben mit Reis gekocht“⁷³. Kaffee hatte er sich aus Shanghai mitgebracht, auch indischen Tee, da ihm der chinesische ungenießbar war; deutscher Eierkuchen ließ sich selbst in der Wildnis verfertigen⁷⁴. Zusätzlich stärkte er sich mit besonderen Kraftmitteln: einem Gemisch aus Cognac, Zucker, Wasser und „einer bitteren Substanz“⁷⁵, vor allem aber mit Liebig's Fleischextrakt, jenem unentbehrlichen Treibstoff der modernen europäischen Welteroberung, „der eine große Wohltat für die reisende Menschheit ist“⁷⁶. Trotz seiner Maxime, so unbelastet wie möglich zu reisen, mochte Richthofen Porzellan, Glas und Tafelsilber nicht missen. Sie wurden auf einer roten Tischdecke dekoriert. „Wo es noch einen zweiten Tisch gab, wurde er mit der deutschen Flagge

⁷⁰ Ebd., S. 140.

⁷¹ Richthofen, Tagebücher I, S. 70f.

⁷² A. Feuerwerker, *The Foreign Establishment in China in the Early Twentieth Century*, Ann Arbor (Mich.) 1976, S. 33.

⁷³ Richthofen, Tagebücher II, S. 32.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Richthofen, Tagebücher I, S. 204.

bedeckt“⁷⁷. Auch gönnte er sich „den Luxus weißer, reiner Bettwäsche, welche wohl kaum ein Reisender vor mir mit sich geführt hat“⁷⁸.

Ob der Tagebuchschreiber hier der Versuchung zur Selbststilierung erlegen ist, läßt sich kaum beurteilen. Jedenfalls sind die eigentümlichen häuslichen Vorlieben des Reisenden mit Zweckmäßigkeitsgründen nicht vollständig zu erklären. Vielmehr geben gerade derlei scheinbare Trivialitäten Aufschluß über die psychodynamischen Umstände der europäischen Expansion. Für Richthofen ist die wissenschaftliche Eroberung des chinesischen Reiches eine Frage der Selbstdisziplin. Die Unterwerfung des Fremden, sei es nun unter die Macht der Waffen, sei es unter die Macht der abendländischen Wissenschaft, setzt die Unterwerfung der eigenen Persönlichkeit voraus⁷⁹. Ungerufen dringt der Fremde in die Welt einer schwächlichen Rasse ein: eines, wie er es sieht, im Innern moralisch haltlosen Menschenschlages, der nur durch ein strenges und grausames Familiensystem von außen her in einem halbwegs geordneten gesellschaftlichen Zusammenhang gehalten werden kann, der sich physisch schwächt und entnervt durch vegetarische Kost, Opiumgenuß und das Schlafen auf dem geheizten *kang*⁸⁰. Der Fremde ist sich seiner eigenen kulturellen Überlegenheit gewiß, aber diese schafft nur dann tatsächliche Übermacht, wenn sie sich in die superiore Charakterstärke des Individuums umsetzt, in ein Übermaß an Selbstkontrolle und Selbstaufopferung. Wenn nach einem mühseligen Reisetag die eingeborenen Träger einschummern oder sich kindischem Vergnügen hingeben, entzündet der einsame Weiße sein Arbeitslicht, zeichnet Karten, schreibt sein Journal, ordnet seine Mineralien. Vier Stunden Schlaf genügen ihm; rastloses Schaffen „erhält den Geist frisch“⁸¹. Selbstzucht und Askese erheben den Fremden über seine minderwertige Umwelt. „Gibt

⁷⁷ Richthofen, Tagebücher II, S. 31.

⁷⁸ Ebd., S. 30.

⁷⁹ Vgl. die Analyse einer ähnlichen Situation in L. D. Wurgraft, *The Imperial Imagination: Magic and Myth in Kipling's India*, Middleton (Conn.) 1983, S. 95 ff., daneben auch K. Ballhatchet, *Race, Sex and Class under the Raj: Imperial Attitudes and Policies and their Critics*, London 1980, S. 144 f.

⁸⁰ Richthofen, Tagebücher I, S. 405 f., 524 ff., 228.

⁸¹ F. v. Richthofen, *Schantung und seine Eingangspforte Kiautschou*, Berlin 1898, S. 41. Fortan zitiert: *Schantung*. Vgl. auch Tagebücher I, S. 283.

es wohl etwas“, fragt Richthofen, „worin die Chinesen sich wirklich auszeichnen, worin sie uns überlegen sind?“ Er geht die Liste möglicher Antworten durch und verwirft sie alle: Sie drucken Bücher, aber mit vorgutenbergischen Methoden; ihre Astronomie steht bei Ptolemäus, ihre anderen Wissenschaften sind wertlos; ihre Medizin ist Barbarei; einen Mozart haben sie nicht hervorgebracht; sie haben das Schießpulver erfunden, aber schießen nicht damit; „und sie haben noch nicht einen wirklich disziplinierten Soldaten“⁸² – „nur in einem können die Chinesen der Welt zum Muster – vielleicht zum abschreckenden Muster – dienen: das ist die Fortpflanzung des Geschlechts! Darin sind sie Virtuosen, trotz Reis und Kauliang“⁸³!

Politisch ist dies, auch später von Richthofen selber⁸⁴, zum Schlagwort von der gelben Gefahr gemünzt worden. Aber es handelt sich zugleich um ein Motiv imperialistischer Anthropologie, das an solchen Stellen im Tagebuch deutlich greifbar wird. Der sich straff disziplinierende Edelmensch deutet die angebliche sinnliche Haltlosigkeit der niederen Rasse als abermaliges Zeichen ihrer Schwäche; nur wer sich selbst beherrscht, darf und kann über andere herrschen. Zugleich muß die Gefährdung des eigenen Charakters durch die triebhaften Massen abgewehrt werden. Wenig hat im 19. Jahrhundert das Selbstbild des imperialen Europäers, des strengen und gerechten Herrschers über fremdrassige Unmündige, so sehr bedroht wie die tief versteckte Furcht, man könne sich in den unterworfenen Millionen verlieren, das Imperium könne, wie angeblich das Reich der Portugiesen, in Mulatten- und Mestizentum versinken.

Der Überschuß an Charakterstärke und Vitalenergie muß sich dann bewähren, wenn der Reisende seine eigene Haut zu verteidigen hat. Zwar fühlte sich Richthofen nicht unablässig bedroht. An vielen Orten erlebte er die Bevölkerung als „in überraschendem Maße gutmütig und zutraulich“⁸⁵, und im allgemeinen erschienen ihm die Chinesen „harmloser und gutmütiger als

⁸² Ebd., S. 263.

⁸³ Ebd., S. 284, ähnlich S. 55, 64.

⁸⁴ Vgl. Gollwitzer (wie Anm. 14), S. 201 f.; F.-J. Schulte-Althoff, *Studien zur politischen Wissenschaftsgeschichte der deutschen Geographie im Zeitalter des Imperialismus*, Paderborn 1971, S. 212–214.

⁸⁵ Richthofen, Tagebücher I, S. 95.

irgendein Volk in Europa“⁸⁶. Dies sei einer Mischung aus ethnisch eigentümlicher Gutherzigkeit, aus Feigheit sowie aus der Tatsache zuzuschreiben, daß es sich eben um ein halbbarbarisches Land handle und Recht und Ordnung dort nicht vollkommen fehlten. Trotzdem mußte der alleinreisende Europäer ständig vor Zwischenfällen auf der Hut sein und Methoden ersinnen, sich aus eigener Kraft aus schwierigen Situationen zu retten. China war groß, der Kaiser weit, und ausländische Kanonenboote konnten allenfalls im nachhinein die Anwohner der Küste und des Yangzi bestrafen. Was eine aufgebrachte chinesische Menge anzurichten vermochte, zeigte sich bei dem – nicht unprovokierten – „Massaker von Tianjin“ vom 21./22. Juni 1870, als eine französische Missionsstation gestürmt wurde und mehr als zwanzig Ausländer den Tod fanden⁸⁷. Richthofen befand sich zu jener Zeit in Peking und kam mit vielen anderen Ausländern zu der Überzeugung, „dass es auf eine Niedermetzlung sämtlicher Fremden, insbesondere in Peking, wo sie isoliert sind, abgesehen sei, und die Chinesen einen Krieg mit den europäischen Mächten aufzunehmen gedächten“⁸⁸. Er setzte sich deshalb nach Japan ab und kehrte erst im Mai 1871 auf das Festland zurück.

Mit der Zeit entwickelte er seine eigene Theorie über chinesische Gewalttätigkeit und deren Bändigung. Ein einzelner widerpenstiger Chinese lasse sich in der Regel durch entschiedenes Auftreten in seine Schranken weisen. Meist genüge ein scharfes Wort, ein strenger Blick; auf keinen Fall solle der Reisende übermäßige Gewalt anwenden, und zwar nicht allein aus praktischen Gründen: „Mir erscheint es als ein Zeichen von Feigheit und Rohheit, dem Gefühl der Superiorität über den furchtsamen Eingeborenen mit der Peitsche Ausdruck zu geben“⁸⁹. „Der einzelne Chinese sei feige, und auch die Menschenmengen, die den Fremden oft umschwärmten „wie die Fliegen“⁹⁰, pflegten harmlos zu sein. Eine Menge könne sich indessen leicht in einen

⁸⁶ Ebd., S. 142.

⁸⁷ Vgl. dazu J. K. Fairbank, Patterns behind the Tientsin Massacre, in: Harvard Journal of Asiatic Studies 20, 1957, S. 480–511.

⁸⁸ Richthofen, China I, S. xxxviii.

⁸⁹ Richthofen, Tagebücher I, S. 201.

⁹⁰ Ebd., S. 258.

rasenden Mob verwandeln. Richthofen hat dies offenbar selber nie erlebt, kam aber durch sein Studium erster Anzeichen zu einer Analyse der Bedingungen, unter denen es mit größerer Wahrscheinlichkeit geschehen könne⁹¹. Die Gefahr bestehe erstens am frühen Morgen, zweitens unter Arbeitern und Bergleuten (kaum indessen unter Bauern), drittens unter dem Einfluß böswilliger Mandarine, die das Volk aufhetzen, viertens in jenen kleinen Städten am Yangzi und seinen Nebenflüssen, die einerseits schon unangenehme Erfahrungen mit Fremden gemacht hätten (besonders mit der Verdrängungskonkurrenz des Dampfschiffes), ohne andererseits wie etwa die Bewohner von Shanghai und Hankou einem kontinuierlichen westlichen Einfluß ausgesetzt zu sein, fünftens schließlich unter den wehrhaften Hunanesen, deren „militärischem Geist“⁹² Richthofen seine Achtung nicht versagen konnte – auch dies ein verbreiteter Topos imperialistischen Bewußtseins, etwa in der britischen Vorliebe für die *martial races*: die Massai, die Gurkhas und die Völker an der indischen Nordwestgrenze. Richthofens Beobachtungen sind hier – wie so oft – differenzierter als die der meisten späteren Chinareisenden. Er bestätigt keineswegs das Klischee von der unterschiedslosen „Xenophobie“ der Chinesen, sondern benennt die sozialen und sozialpsychologischen Bedingungen, unter denen die einheimische Reaktion auf das Fremde gewalttätig zu werden tendiert. Die Gewohnheit, als Naturwissenschaftler in Kategorien von Ursache und Wirkung zu denken, mag auch sein Verständnis für Bedingungen sozialen Handelns geschärft haben.

Sollte sich nun Unruhe zusammenbrauen, so warnt Richthofen vor Überreaktion; vor allem wäre es verhängnisvoll, einen Chinesen zu töten. Vielmehr gelte es, Haltung zu bewahren und Entschlossenheit zu zeigen:

„Selten wird ein Excess beginnen, wenn man zu Pferde sitzt, sich dadurch offen zeigt und, mit völliger Nichtachtung der Menge, in scheinbar gleichmütiger Ruhe seinen Weg fortsetzt. Denn wenn bei den Umgebenden das erste Stadium verblüffter Neugier in das zweite der beginnenden Erregung übergeht, hat man schon eine andere Umgebung gewonnen, die sich noch in dem ersten Stadium befindet. Zeigt sich jedoch die geringste Feindseligkeit, wie der Wurf einer Erbse, der immer von hinten kommt, so wird man bei

⁹¹ Ebd., S. 112, 20, 201, 440, 450f. 579; Tagebücher II, S. 47, 81.

⁹² Richthofen, Tagebücher I, S. 402.

blitzschnellem Umdrehen sofort den Thäter an dem ängstlichen Zusammenfallen seines Gesichtes erkennen. Dann muss unmittelbares Eingreifen erfolgen. Aber nie darf der Reisende selbst Hand anlegen, er würde sonst seiner Stellung Alles vergeben; auch muss man der Persönlichkeit des Thäters ganz sicher sein. Ich wies in solchen Fällen Spingaert an, den Mann zu bestrafen. Schnelles Herabspringen von Pferd, Erfassen des Zopfes und ein Fusstritt waren in der Regel genügend. Es ist ebenso die durch die Schnelligkeit und Energie der That erregte Furcht, als der dem Chinesen innewohnende Gerechtigkeits-sinn, was sie dann sogleich Partei für den beleidigten Fremden nehmen lässt. Ein ernster Appell an das Ehrgefühl eines gebildet sein wollenden Volkes wirkt zudem stets auf die Vernünftigeren. Eindruck auf die Menge macht in erhöhtem Grad ein heiterer Scherz, der heiter aufgenommen wird⁹³.

Die Zähmung der Eingeborenen erscheint hier als Übung in der Magie der Macht. Dort, wo es unmöglich war, aufrührerische Eingeborene zusammenkartätschen zu lassen, kam es darauf an, reale Schwäche in symbolische Überlegenheit zu transformieren⁹⁴. Richthofens Beschreibung macht diesen Vorgang deutlich. Es handelt sich vor allem darum, das Bild zu manipulieren, das sich die Einheimischen von dem Fremden machen; ihrerseits beruht eine solche Manipulation auf dem Erfahrungswissen über das charakteristische Verhalten der *natives*, das der Fremde gesammelt hat. Symbolische Überlegenheit fließt mithin nicht schon unmittelbar aus der vermeintlichen kulturellen und charakterlichen Höherwertigkeit des Ausländers, sondern muß in wechselnden Situationen immer erneut hergestellt werden. Dem Fremden gelingt dies um so eher, je korrekter er die Perzeptionen und Verhaltensweisen seiner Gegenüber einzuschätzen und vorherzusagen vermag. Gleichwohl bleibt seine Situation stets prekär. Ein falscher Schritt, eine Ungeschicklichkeit, ein Zögern, ein Wort am unrechten Platz – und der Bann ist gebrochen, der Fremde den Tätlichkeiten oder – kaum weniger schlimm – dem Gelächter der triumphierenden Menge ausgesetzt. Nicht das Herr-Knecht-Verhältnis, wie man es mit dem voll entwickelten Kolonialismus in Verbindung zu bringen geneigt ist, dient hier als Modell, sondern die Situation des *Dompteurs im Tigerkäfig*, dessen erstes Ziel es sein muß, seine eigene Schwäche zu verbergen und dem doch der Erfolg dieses

⁹³ Richthofen, Schantung, S. 127.

⁹⁴ Über den symbolischen Gebrauch von Politik in der europäischen Kolonialgeschichte vgl. exemplarisch B. S. Cohn, Representing authority in Victorian India, in: E. Hobsbawm und T. Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983, S. 165–209.

Unterfangens nie garantiert sein kann. Die Herrschaftspsychologie des Imperialherren, wenn sie sich in der Praxis bewährt, potenziert dessen reale Machtmittel. Eben deshalb ist es gerechtfertigt, von der Magie der Macht zu sprechen. Deren Geheimnis liegt darin, das rechte Maß zu kennen.

Ein Zweites kommt hinzu, über das Richthofen sich selber keine klare Rechenschaft abgelegt zu haben scheint. Der Reisende nahm das Autoritätsgebaren eines Mandarins an. Er bewegte sich zu Pferde, kultivierte eine Aura der Unerschütterlichkeit, kommandierte einen Diener, rührte selber keinen Finger und strafte unverzüglich an Ort und Stelle. In ironischem Gegensatz zu seinem subjektiven Bemühen um Distanz von der fremden gesellschaftlichen Umwelt spielte er in seinem Verhalten objektiv die Rolle eines Angehörigen der einheimischen Oberklasse. Die Magie der Macht wird wirksam, weil sie Anleihen bei der vorgefundenen Herrschaftsstruktur macht⁹⁵.

Es wäre allerdings verfehlt, Richthofen als einen starrsinnigen Vertreter eines engen Kolonialherrenstandpunktes zu tadeln. So unerschütterlich ihm China eine Umgebung blieb, „für die wir nie sympathisch empfinden können“⁹⁶, so sehr bemühte er sich doch, aus neuen Eindrücken zu lernen. Kaum hatte er chinesischen Boden betreten, da ließ er sich schon zu einem verächtlichen Kommentar über „die eingebildeten und hochnäsigen Mandarine“ hinreißen⁹⁷, dabei nichts als ein altes literarisches Stereotyp wiederholend, das ihm etwa der Abbé Huc suggeriert haben mochte⁹⁸, das aber auch als ein Grundelement der Folklore der *treaty ports*⁹⁹ in Shanghai gleichsam in der Luft lag. Später korrigierte er sich und stellte seinem Chinawerk das Bekenntnis

⁹⁵ Auf diesem Prinzip beruht das Verfahren der von allen Kolonialmächten, besonders aber von England praktizierten „indirect rule“. Vgl. etwa M. Crowder, Indirekte Herrschaft – französisch und britisch, in: R. v. Albertini (Hg.), *Europäische Kolonialgeschichte*, Köln und Berlin 1970, S. 220–229.

⁹⁶ Richthofen, *Tagebücher I*, S. 13 (Hervorhebung von mir, J. O.), auch S. 288.

⁹⁷ Ebd., S. 18.

⁹⁸ Vgl. [E.-R. Huc], *Huc and Gabet. Travels in Tartary, Thibet and China 1844–1846*, transl. by W. Hazlitt, ed. by P. Pelliot, London 1928, Bd. 2, S. 357.

⁹⁹ Zur Mentalität der Europäer in den „treaty ports“ vgl. V. G. Kiernan, *The Lords of Human Kind: European Attitudes to the Outside World in the Imperial Age*, Harmondsworth 1972, S. 152–202; G. Woodcock, *The British in the Far East*, London 1969, S. 150ff.; N. A. Pelcovits, *Old China Hands and the Foreign Office*, New York 1948, S. 1–8.

voran, „dass ich wenig Grund zu den Klagen habe, welche die meisten Reisenden gegen die Behandlung durch die Madarinen erhoben haben. Nur selten habe ich mich an sie gewandt, dann aber in der Regel mich ihres höflichen und taktvollen Entgegenkommens sowie ihrer praktischen und unparteiischen Hilfe zu erfreuen gehabt“¹⁰⁰. Ähnliche Lernfortschritte machte er bei der Wahrnehmung von Räumen und Siedlungsformen. Noch im Februar 1869 fand er „das Aussehen aller großen Städte gleich“¹⁰¹, nämlich gleich abstoßend. Als er fast genau drei Jahre später – als erster Europäer seit Marco Polo hoch zu Roß¹⁰² – in Chengdu, der Provinzhauptstadt von Sichuan, einzog, sah er „eine große schöne Stadt“, die sich „mit den größten Städten der Welt messen“ könne¹⁰³. An vielen Stellen zeigen die Tagebücher so etwas wie einen Sensibilisierungsprozeß, eine Zunahme an Differenzierungsvermögen¹⁰⁴. Richthofens Wahrnehmung schärfte sich für Menschen und ihre materielle Lebenswirklichkeit, für Landschaften ebenso wie für die geologische Beschaffenheit der durchreisten Räume. Die Wanderjahre in China waren zugleich Lehrjahre. Sie mündeten in das große wissenschaftliche Werk.

IV

„China“ ist in der Hauptsache ein Beitrag zur physikalischen Geographie. Richthofen bezweifelte, daß es die Aufgabe der geographischen Wissenschaft sei, einen „Beitrag zu einer allgemeinen Philosophie des Menschengeschlechtes und der Geschichte seiner geistigen Cultur zu liefern“¹⁰⁵. Dies war Ritters

¹⁰⁰ Richthofen, China I, S. xiii.

¹⁰¹ Richthofen, Tagebücher I, S. 117.

¹⁰² Richthofen, Tagebücher II, S. 256.

¹⁰³ Ebd., S. 265, auch 275.

¹⁰⁴ Über unterschiedliche Arten von Lernprozessen bei Entdeckungsreisen vgl. J. L. Allen, Lands of myth, waters of wonder: The place of the imagination in the history of geographical exploration, in: D. Lowenthal and M. J. Bowden (Hg.), Geographies of the Mind: Essays in Historical Geosophy, New York 1976, S. 41–61; und vor allem J. D. Overton, A theory of exploration, in: Journal of Historical Geography 7, 1981, S. 57–70, bes. 58–60.

¹⁰⁵ F. v. Richthofen, Aufgaben und Methoden der heutigen Geographie, Leipzig 1883, S. 65.

Programm gewesen, aber über seiner Ausführung, vor allem in den Händen der weniger fähigen Epigonen des Meisters, war die Geographie, wie Richthofen 1883 in seiner Leipziger Antrittsvorlesung kritisch bemerkte, von der Schwesterwissenschaft der Historie zu deren Magd abgesunken¹⁰⁶. Es komme nun darauf an, sie als strenge und exakte Wissenschaft neu zu fundieren und damit dem „Charakter des neuen Zeitalters“ gerecht zu werden, nämlich „dem Aufschwung des naturwissenschaftlichen Wissens und Denkens“¹⁰⁷. Richthofen leugnete nicht den Wert dessen, was Friedrich Ratzel nun die „Anthropogeographie“ nannte¹⁰⁸, aber er wollte doch die physikalische Geographie als das Fundament aller anderen Zweige innerhalb des Faches verstanden wissen. Dessen vorrangiges Erkenntnisobjekt seien „die causalen Wechselbeziehungen der Gegenstände und Erscheinungen auf der Erdoberfläche“¹⁰⁹. Richthofen reduzierte damit keineswegs Ritters umfassende „Erdkunde“ auf physikalische Geographie, aber er formulierte doch so etwas wie eine Hierarchie kausaler Determinierung – ohne jemals einem strikten Determinismus das Wort zu reden – und eine Abstufung des Grades von strenger Wissenschaftlichkeit, den die einzelnen Teildisziplinen der Geographie für sich beanspruchen dürften.

In seinem eigenen Chinawerk hat er dieses Programm großzügig interpretiert. Den ersten Band, der 1877 erschien, widmete er einer umfassenden Darstellung des Verhältnisses Chinas zu Zentralasien. Er begann mit einem naturgeographischen Teil, in dem er unter anderem seine später berühmt gewordene Theorie von der Entstehung des Löß in Nordchina entwickelte, und ging dann zu dem über, was Albert Kolb „einen grandiosen kulturgeographischen Überbau“ genannt hat¹¹⁰. Im zweiten Teil des ersten Bandes stellte er als Ergebnis der Literaturstudien, die er nach seiner Rückkehr aus China betrieben hatte, die „Entwicklung der Kenntnis von China“ von den Anfängen der chinesischen Geographie bis zur Gegenwart dar. Die Darstellung ist von der neueren sinologischen Forschung in vielen Punkten

¹⁰⁶ Ebd., S. 45.

¹⁰⁷ Ebd., S. 47.

¹⁰⁸ Ebd., S. 56ff.

¹⁰⁹ Ebd., S. 25.

¹¹⁰ Kolb (wie Anm. 1), S. 93.

korrigiert und ergänzt worden, doch namentlich der letzte Abschnitt, der mit der Ankunft der Portugiesen in Kanton beginnt, kann neben der späteren Literatur nach wie vor bestehen. Der zweite Band (1882) behandelt das nördliche, der dritte (postum 1912) das südliche China. Trotz des Schwergewichts auf Geologie und physikalischer Geographie enthalten beide Bände außerordentlich wichtige Beobachtungen und Analysen zur Siedlungs-, Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie.

Zu Richthofens folgenreichsten Ergebnissen gehörte die Entdeckung und Beschreibung von Kohlelagerstätten in verschiedenen Regionen Chinas. Die Bedeutung der Vorkommen in der südlichen Mandschurei, die nach 1906 von der japanischen South Manchuria Railway Company erforscht und ausgebeutet wurden und die bis heute das Zentrum des chinesischen Kohlebergbaus bilden, entging ihm zwar; er wies jedoch als erster auf den Reichtum der Flöze in Henan und Shanxi hin, die zum Teil immer noch der Erschließung harren. Es waren dies keine Zufallsfunde, sondern Resultate methodischen Vorgehens, bei dem Richthofen seine Kompetenz als Geologe mit dem aufmerksamen Blick des Wirtschaftsgeographen verband¹¹¹. Vor allem folgte er dem traditionellen chinesischen Bergbau, den er mit tiefer Einsicht zu verstehen lernte¹¹². In China stieß der Entdecker in keine Wildnis vor, sondern in eine seit Jahrtausenden durchgeformte Kulturlandschaft. Richthofen folgte dem plausiblen Prinzip, daß, wo immer es Kohle nicht allzu tief unter der Erdoberfläche gebe, die Chinesen mit großer Wahrscheinlichkeit sich bereits um deren Gewinnung bemüht hätten. Sein eigener Beitrag, abgesehen von einigen genuinen Neuentdeckungen, bestand darin, die Qualität dieser Vorkommen, ihren Umfang und die Möglichkeiten und Grenzen ihrer Nutzung durch ausländisches Kapital zu beurteilen. Der grundlegende Unterschied, auf den er immer wieder hinwies, bestand nicht

¹¹¹ Vgl. allgemein zu den ökonomischen Aspekten geographischer Entdeckungen im 19. Jahrhundert: G. Blainey, A theory of mineral discovery, in: Economic History Review 23, 1970, S. 298–313; R. A. Stafford, Geological surveys, mineral discoveries and British expansion, 1835–71, in: Journal of Imperial and Commonwealth History 12, 1984, S. 5–32.

¹¹² Vgl. seine Darstellung in Richthofen, China II, S. 408ff., 430ff.; China III, S. 601ff. Auch Baron Richthofen's Letters (wie Anm. 61), S. 44–46.

zwischen „primitiven“ Eingeborenen, denen der Reichtum der Erde unter ihren Füßen unbekannt und gleichgültig war, und dem okzidentalen Rationalitätsmenschen, dem es um profitable Naturbeherrschung ging, sondern zwischen zwei verschiedenen Stadien der Ressourcenverwendung. In ökonomischer Hinsicht war China kein nicht-industrielles, sondern ein vor-industrielles Land, das über all jene natürlichen Voraussetzungen verfügte, die erforderlich waren, um die wirtschaftliche Entwicklung des Westens zu wiederholen. Chinas gewaltiges ökonomisches Potential stand für Richthofen außer Zweifel. Die entscheidende Frage war für ihn, wer das Land über die Schwelle zur Modernität stoßen würde. Er zögerte nicht zu antworten, daß dies durch ausländische Initiative zu geschehen habe.

Er war – im Koordinatensystem seiner Zeit – ein kluger und weitsichtiger Advokat fremder Intervention. Viele seiner Argumente nahmen Überzeugungen späterer Anhänger von *colonial development* und Modernisierung vorweg. Bis zu seinem Tod wies er unentwegt auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten nicht nur der Nutzung tropischer Kolonien, sondern auch und vor allem der informellen Durchdringung der asiatischen Reiche hin. China schien ihm dabei zu besonders großen Hoffnungen zu berechtigen:

„Wenn man den modernen Begriff der Interessensphäre dahin ausdehnt, daß er die Regionen umfassen soll, wo deutsche Interessen hervorragend vertreten sind, so steht China voran. Denn in ungleich größerer Zahl als in allen Kolonien zusammen weilen heute dort unsere Landsleute, und gewaltige Ereignisse haben unsere Blicke dahin gerichtet. Wir fühlen, daß der äußerste Osten sich zu einem Schauplatz des Weltverkehrs und der Völkerberührung gestaltet, der an Bedeutung alle außerhalb der weißen Rasse gelegenen Gebiete der Erde weitaus überragt. China wird nun dauernd im Vordergrund der Interessen für Europäer stehen“¹¹³.

Zu einer Zeit, als das „Kolonialfieber“ so manchen zu schriller Propaganda hinriß und Wilhelm II. in der blutrünstigen Rhetorik seiner berüchtigten „Hunnenrede“ schwelgte¹¹⁴, blieb Richthofens Ton nüchtern und gemäßigt, seine Stimme die des patrio-

¹¹³ Richthofen auf dem Deutschen Geographentag in Breslau 1901, zitiert nach F. Wertheimer, Deutsche Leistungen und deutsche Aufgaben in China, Berlin 1913, Motto (nicht paginiert).

¹¹⁴ Vgl. B. Soescmann, Die sog. Hunnenrede Wilhelms II. Textkritische und interpretatorische Bemerkungen zur Ansprache des Kaisers vom 27. Juli 1900 in Bremerhaven, in: Historische Zeitschrift 222, 1976, S. 342–358.

tischen Fachmanns. Der Mehrzahl eifriger Agitatoren hatte er eine genaue Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in Übersee voraus, eine Kenntnis, die im Fall Chinas konkurrenzlos war. Sein Eintreten für die ausländische Durchdringung des chinesischen Reiches war nicht nur durch sein Urteil über die Bedürfnisse und Interessen der europäischen Großmächte im allgemeinen und Deutschlands im besonderen geprägt, sondern auch durch seine Einschätzung des Realisierbaren sowie dessen, was er für China selber auf der historischen Tagesordnung stehen sah. Imperialismus, in seiner Sicht, war gut für die Metropolen, erwünscht, heilsam und notwendig aber auch von einem chinesischen Interessenstandpunkt aus. Kann man Richthofen deshalb durchaus als einen Wegbereiter und Apologeten europäischer Expansion und Suprematie verstehen¹¹⁵, so lohnt doch ein genaueres Zusehen auf die Elemente einer Theorie der „Modernisierung von außen“, die sich in seinen Schriften finden.

Richthofen zufolge hatten die Chinesen ein Maximum von Effizienz auf der Grundlage vorindustrieller Produktivkräfte erreicht. Er schloß sich jedoch nicht der physiokratischen Verherrlichung der chinesischen Landwirtschaft an, sondern gelangte zu einer ambivalenten Einschätzung. Während er die gartenbauähnliche Intensität der chinesischen Agrarökonomie (ein Motiv, das später Karl August Wittfogel unter Berufung auf ihn aufgreifen sollte), die Bewässerungs- und Flutkontrolltechnik, das Transportsystem und die Geschicklichkeit der Chinesen in Handwerk, Bergbau und solchen alten Produktionszweigen wie der Salzgewinnung und Eisenherstellung bewunderte, äußerte er sich kritisch unter anderem über fahrlässige Entwaldung sowie die Unterentwicklung der Weidewirtschaft¹¹⁶. Er sah viel Elend, besonders in der Folge der Verwüstungen, die von

den Taiping-Revolutionären und ihren Gegnern angerichtet worden waren, aber er scheint keinen akuten Hungersnöten begegnet zu sein, wie es sie zur Zeit seines Aufenthalts sporadisch gab und wie sie dann im Großen Nordchinesischen Hunger von 1876–79 mit katastrophalen Folgen ausbrachen¹¹⁷. An mehreren Stellen relativierte er drastische Beschreibungen von Armut und Schmutz durch die Bemerkung, die Zustände in den rückständigen Winkeln Europas seien mindestens ebenso schlimm¹¹⁸. Gleichwohl war es ihm „schwer zu begreifen, daß trotz des Reichtums, den die Natur ihnen bietet, diese Leute so arm waren“¹¹⁹. China besaß fruchtbaren Boden, mineralische Reichtümer, fleißige Arbeitskräfte mit einem gewissen Niveau an „natürlicher Intelligenz“¹²⁰ und einen großen und ungenutzten Vorrat an Talent unter der Jugend¹²¹. Wo lagen die Ursachen der Unterentwicklung?

Man hat seit langem mit unterschiedlicher Akzentsetzung den Staat für Chinas relative Rückständigkeit verantwortlich machen wollen: entweder ein Übermaß an despotischer Entwicklungshemmung oder einen Mangel an dynamischer Führung¹²². Von Despotie glaubte Richthofen, wie vor ihm schon Ritter, wenig zu spüren. Er wunderte sich im Gegenteil über die geringe Autorität hoher Würdenträger in verschiedenen Provinzen des Reiches, vor allem in Hunan, wo man ihm berichtete, Beamte, die sich zu sehr in lokale Angelegenheiten einmischten, pflegten von der Bevölkerung ermordet zu werden¹²³. Umgekehrt äußerte er sich kaum über die Schwäche der chinesischen Zentralmacht. Bisweilen deutete er an, daß die Mandschu-Eroberung und der innere Verfall der Dynastie seit dem späten 18. Jahrhundert Stagnation in Niedergang verwandelt hätten¹²⁴, aber diese

¹¹⁵ H. Stoecker (wie Anm. 54), S. 69–84.

¹¹⁶ Für die positiven Seiten vor allem Richthofen, *China III*, S. 47ff., 212ff., für die negativen Tagebücher I, S. 61, 167f., 332; *China II*, S. 247f., 479, 535, 667. Die chinesische Industrie erschien ihm „roh, kleinlich im höchsten Grad, und doch von außerordentlicher Vollkommenheit“ (Tagebücher I, S. 498). K. A. Wittfogel stützt sich auf Richthofen in seinem Buch *Wirtschaft und Gesellschaft Chinas. Versuch einer wissenschaftlichen Analyse einer großen asiatischen Agrargesellschaft*, Leipzig 1931. Zu den Ursprüngen dieses Buches und zu den dort verwandten Quellen vgl. G. L. Ulmen, *The Science of Society: Towards an Understanding of the Life and Work of Karl August Wittfogel*, Den Haag 1978, S. 106–116.

¹¹⁷ Vgl. Ho Ping-ti, *Studies on the Population of China, 1368–1953*, Cambridge (Mass.) 1959, S. 231.

¹¹⁸ Zum Beispiel Richthofen, *Tagebücher I*, S. 261f.

¹¹⁹ Richthofen, *Tagebücher II*, S. 79.

¹²⁰ Richthofen, *Tagebücher I*, S. 262.

¹²¹ Ebd., S. 261.

¹²² Vgl. J. Osterhammel, *Modernisierungstheorie und die Transformation Chinas 1800–1949. Kritische Bemerkungen zur historischen Soziologie*, in: *Saeculum* 25, 1984, S. 31–72, bes. 54ff.

¹²³ Richthofen, *Tagebücher I*, S. 373.

¹²⁴ Ebd., S. 64, 144.

Bemerkungen blieben auf das Tagebuch beschränkt und wurden nicht in das veröffentlichte Werk aufgenommen. Er warf den Mandarinen zwar vor, sie hielten China in tiefem Schlummer¹²⁵, doch im allgemeinen maß er politischen Faktoren keine große Bedeutung für die Erklärung der ökonomischen Verhältnisse bei. Auch gesellschaftliche Eigentümlichkeiten schienen ihm nicht ausschlaggebend zu sein. Während etwa der englische Sinologe Robert K. Douglas das Fehlen einer unternehmensfreudigen Aristokratie britischen Typs beklagte¹²⁶, äußerte sich der schlesische Freiherr nur mit milder Herablassung über den allgegenwärtigen Mittelklassencharakter einer wenig in sich differenzierten Gesellschaft¹²⁷. Ihr „Handelsgeist“ halte die Chinesen in unablässiger Geschäftigkeit befangen und trage zur „Kleinlichkeit“ des chinesischen Lebens bei¹²⁸; er erlaube es ihnen nicht, sich über unmittelbare materielle Anliegen zu erheben. Im Gegensatz zu vielen anderen zeitgenössischen Beobachtern stand Richthofen dem chinesischen Familiensystem eher zwiespältig als völlig ablehnend gegenüber. Einerseits wirke die Familie als eine Zwangsjacke, welche „die Ertötung eines jeden Triebes nach Freiheit und nach höherem Gefühlsleben“ zur Folge habe, andererseits garantiere sie die Kohärenz der Gesellschaft und mache diese widerstandsfähig gegenüber Belastungen¹²⁹.

So fand denn Richthofen die tiefsten Ursachen für Chinas Rückständigkeit nicht im Bereich staatlicher und gesellschaftlicher Organisation. Er fand sie vielmehr in den prinzipiellen Eigentümlichkeiten der chinesischen Zivilisation und in deren naturräumlichen Determinanten. Wie Ritter und andere vor ihm, so betrachtete auch Richthofen die geographische Isolierung als den entscheidenden Einzelfaktor, der die chinesische Zivilisation geprägt habe¹³⁰. Grob zusammengefaßt entwickelte

¹²⁵ Ebd., S. 576.

¹²⁶ R. K. Douglas, *Society in China*, London 1901, S. 148.

¹²⁷ Richthofen, *Tagebücher I*, S. 262.

¹²⁸ Richthofen, *China II*, S. 160, auch S. 484f., 676; *China III*, S. 594f. Dabei unterschied er, wie in der Chinaliteratur traditionell üblich, zwischen den einzelnen Provinzen. Die Leute aus Jiangsu zum Beispiel waren ihm in besonderem Maße ein „Krämervolk“: *Tagebücher I*, S. 99.

¹²⁹ Richthofen, *Tagebücher I*, S. 405f.

¹³⁰ Das Folgende nach: Richthofen, *China I*, S. 395–401.

er folgendes Argument: Den Chinesen gelang die bewundernswürdige Leistung, aus eigener Kraft und ohne jeglichen Beitrag von außen eine komplexe Zivilisation zu schaffen. Aber gerade in diesem frühen Erfolg waren die Keime von Stagnation und Verfall angelegt. Erstens war die chinesische Zivilisation ihrer Umwelt auf eine solch vollkommene Weise angepaßt, daß die Chinesen kein Bedürfnis nach ihrer Veränderung empfanden und es nicht für erforderlich hielten, einen Begriff von Entwicklung und Fortschritt zu bilden; China verharrte in erschlaffender Selbstgerechtigkeit. Zweitens waren die Chinesen von Völkern umgeben, die auf einer niedrigeren Zivilisationsstufe standen als sie selber. Diese Völker wurden entweder in die Steppen Innerasiens zurückgetrieben oder, sofern ihnen die Invasion des chinesischen Kernlandes gelang, dem Chinesentum assimiliert. Die Chinesen hatten mithin keine Gelegenheit, von ihren Nachbarn zu lernen. Drittens fehlte es an Wettbewerb und Nachahmung innerhalb des Reiches selber. Während die europäischen Völker miteinander rivalisierten, beieinander kulturelle Anleihen machten und Ressourcen außerhalb der eigenen Grenzen für sich zu nutzen trachteten, fanden sich die Chinesen in einer Münchhausen-Situation, wo sie sich nur am eigenen Zopf aus dem Sumpf herausziehen konnten.

„Rohes Material haben sie vielfach aufgenommen und mit sich verschmolzen, theils solches, das sie uransässig im Lande vorfanden, als sie nach und nach dessen verschiedene Theile in Besitz nahmen, theils solches, das, ihnen selbst stammverwandt und die gleichen Mängel in erhöhtem Maße besitzend, aus den Steppen hereinströmte. Sie vermochten es zum großen Theil umzuformen und zur eigenen Höhe heranzuziehen, aber sie wurden nicht selber gehoben, und ihre Fehler wurden daher von aussen nicht abgeschliffen, die Mängel ihrer geistigen Entwicklung nicht ersetzt.“¹³¹

Auch Japan hatte sich jahrhundertlang der Außenwelt verschlossen; als aber der Westen seinen „höheren Standpunkt“¹³² an ihre Türschwelle herantrug, erkannten die Japaner – im Gegensatz zu den unbelehrbaren Chinesen – rasch die Überlegenheit des westlichen gegenüber dem bis dahin maßstäblichen chinesischen Modell an, „warfen ohne Weiteres ein Gewand ab, das ihnen nicht paßte, und stürzten sich mit Lebhaftigkeit einer Civilisation in die Arme, deren sittliche Höhe sie zwar noch

¹³¹ Ebd., S. 397f.

¹³² ebd., S. 400.

nicht fassen, die aber ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten unendlich viel besser entspricht als die chinesische¹³³. Im Unterschied zu den Chinesen seien die Japaner kein kulturschöpferisches Volk, dafür aber „mit einem ungewöhnlichen Maass an Receptivität und geistiger Regsamkeit begabt“¹³⁴. Daß die Japaner trotz einer mitunter äffischen Nachahmung des Westens eine potentiell für diesen bedrohliche Politik nationaler Unabhängigkeit und sogar imperialer Expansion verfolgten, mochte Richthofen ihnen nicht verdenken. Auch die Koreaner imponierten ihm, die 1871 einen amerikanischen Angriff abgeschlagen hatten¹³⁵. Stolz rangierte hoch in seiner Werteskala, und nichts bewies ihm „klarer den moralischen Tiefstand der chinesischen Nation, den gänzlichen Mangel allen Selbstgefühls, als daß sie mit Gleichgültigkeit zusehen, wie die Fremden auf den Mauern ihrer Hauptstadt frei herumgehen, während ihnen selber der Zugang verboten ist. [...] Die Japaner trotz ihrer sanfteren Natur sind mehr kriegerisch und haben mehr Selbstgefühl. Sie würden solche Vorrechte der Fremden niemals dulden, und wahrscheinlich keine andere große Nation“¹³⁶. Sturheit und Ehrlosigkeit waren in paradoxer Verbindung die beiden hervorstechenden Eigenschaften der Chinesen.

Es waren also, um es auf eine kurze Formel zu bringen, zwei Faktoren, die nach Richthofens Auffassung die Stagnation Chinas und seine Gleichgültigkeit gegenüber den verlockenden Angeboten des Westens erklärten: der ökonomische Faktor optimierter Ressourcennutzung unter Bedingungen einer hochentwickelten, aber nicht verbesserungsfähigen traditionellen Technologie und der anthropologische einer aus geschichtlicher Erfahrung heraus entstandenen Unfähigkeit und Unwilligkeit, von der Außenwelt zu lernen. Richthofen gab damit eine für seine Zeit verhältnismäßig komplexe Antwort auf die Frage nach den Ursachen der relativen Rückständigkeit einer der großen asiatischen Agrargesellschaften. In seiner allgemeinen

¹³³ Ebd.

¹³⁴ Ebd., S. 399.

¹³⁵ Richthofen, Tagebücher I, S. 23; China II, S. 167; China III, S. 507, 594. Zur Episode von 1871 vgl. Key-hiuk Kim, *The Last Phase of the East Asian World Order: Korea, Japan, and the Chinese Empire*, Berkeley (Cal.) 1980, S. 51–62.

¹³⁶ Richthofen, Tagebücher I, S. 23.

Form weist sein Deutungsmodell über den chinesischen Fall hinaus und betrifft das universalhistorische Problem der sich im 19. Jahrhundert dramatisch erweiternden Entwicklungsdifferenz zwischen der europäisch-atlantischen Kernzone und der außerokzidentalen „Peripherie“. Vor allem die Verbindung technologisch-ökonomischer Erklärungselemente mit kulturanthropologischen Annahmen kennzeichnet bis heute einen großen Teil der entwicklungstheoretischen Literatur. Insofern Richthofen spätere Interpretationen in ihrem Grundmuster vorwegnimmt, kann man ihn als einen Modernisierungstheoretiker *avant la lettre* bezeichnen. Gewiß unterschätzte er die Bedeutung sozialstruktureller Faktoren ebenso wie die Auswirkungen der später besonders von Max Weber für China herausgearbeiteten patrimonialbürokratischen Herrschaftsform und der mit dieser verbundenen konfuzianischen Staatsideologie. Aber er vermied doch monokausale Erklärungen, wie sie unter seinen Zeitgenossen gebräuchlich waren. Er vertrat weder einen einseitigen Geodeterminismus noch eine verabsolutierte Volkscharakter- oder Rassenlehre. Erst recht lehnte er die seit dem frühen 18. Jahrhundert vorgetragene Theorie der „orientalischen Despotie“ ab, die den Zwangscharakter des zentralistischen Staates in den Mittelpunkt stellte.

Ebenso wie spätere Modernisierungstheoretiker schritt auch Richthofen von der Diagnose zu therapeutischen Vorschlägen fort. Diese waren auf das engste mit seinen Vorstellungen über die weltpolitische Rolle verbunden, die Europa im allgemeinen und das Deutsche Reich im besonderen in Ostasien zu spielen habe. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren damit Fragen von aktueller und praktischer Bedeutung angesprochen. Sie konkretisierten sich zum Konzept einer imperial-kolonialen Strategie.

Seit seinem ersten Memorandum an den preußischen Ministerpräsidenten von 1868 hatte Richthofen nicht davon abgelassen, auf deutsche Gebietserwerbungen in China zu drängen¹³⁷. Diese Empfehlung wurde verwirklicht, als das Deutsche Reich im November 1897 die Bucht von Jiaozhou in der Provinz Shandong okkupierte. Im deutsch-chinesischen Vertrag vom März 1898 sicherte sich das Deutsche Reich das Hinterland des

¹³⁷ Stoecker (wie Anm. 54), S. 71f.

wichtigen Seehafens Qingdao für 99 Jahre als Pachtgebiet, in dem es uneingeschränkte Souveränität ausüben konnte. Innerhalb einer Zone von 50 km um das Pachtgebiet herum erhielten deutsche Truppen das Recht, sich frei zu bewegen. Durch Eisenbahn- und Bergwerkskonzessionen sowie durch die Verpflichtung der chinesischen Regierung, bei allen Formen ausländischer Wirtschaftsaktivität in Shandong deutschen Interessen den Vorrang zu gewähren, wurde die Provinz in eine Einflußzone des Deutschen Reiches verwandelt¹³⁸. Richthofens Vorschläge waren damit weitgehend realisiert worden. Schon 1869 hatte er die Gegend inspiziert und 1882 in seinem Nordchina-Band auf ihre ökonomischen und geostrategischen Möglichkeiten hingewiesen¹³⁹; im Jahr der Aneignung legte er seine Analyse in einem umfangreichen Buche dar¹⁴⁰. Er warnte davor, ein zu großes Territorium unter direkte Verwaltung zu stellen, da die Chinesen viel schwieriger von Ausländern zu regieren seien als etwa die Inder. Innerhalb der Kolonie sollte die Administration peinlich darauf achten, chinesische Besitzrechte nicht willkürlich anzutasten; sie sollte sich bemühen, durch Hebung der Wohlfahrt der Bevölkerung deren Loyalität zu gewinnen; ratsam sei es, sich mit chinesischem Kapital – vor allem reichen Würdenträgern – in Gemeinschaftsunternehmen zu verbinden; vor allem sei so weit wie möglich der Verwaltung durch kollaborationswillige Mandarine der Vorzug vor direkter Herrschaft zu geben¹⁴¹.

Vom Standpunkt wirtschaftlicher Nutzung sei die Provinz Shandong in erster Linie wegen ihrer Kohle und ihrer billigen Arbeitskräfte interessant. Eine von Qingdao aus westlich vorstrebende Eisenbahn würde nicht nur die bevölkerungsreiche Provinz selber für den auswärtigen Handel öffnen, sondern auch ein

¹³⁸ Zusammenfassend und mit ausführlichen Literaturhinweisen jetzt: H. Gründer, *Geschichte der deutschen Kolonien*, Paderborn 1985, S. 188ff. Aus einer wachsenden chinesischen Literatur vor allem: Hu Wenben, *Shilun Deguo diguozhuyi zai Shandong shili fanwei de xingcheng* (Die Entstehung der Einflußsphäre des deutschen Imperialismus in Shandong), in: Wen-Shi-Zhe 1982, H. 1, S. 44–54; Zhang Yufa, *Qingmo Minchu wairen zai Shandong de jingji huodong* (Die wirtschaftlichen Aktivitäten von Ausländern in Shandong am Anfang des 20. Jahrhunderts), in: *Lishi xuebao* 8, 1980, S. 237–250.

¹³⁹ Richthofen, *China II*, S. 262–266.

¹⁴⁰ Richthofen, *Schantung*. Das Buch (324 Seiten) ist eine Mischung aus Landeskunde, Reiseführer und Kolonialpamphlet.

¹⁴¹ Ebd., S. 258, 281, 289f.

riesiges Hinterland, dessen Kern die Provinzen Henan, Shanxi, Shaanxi und Gansu bilden würden. Das langfristig wertvollste Potential sah Richthofen in diesem gewaltigen Absatzmarkt, weniger in der direkten Ausbeutung des Pachtgebietes und der Interessensphäre. Aus verkehrsgeographischen Gründen eignete sich Shandong-Kohle nicht für den Export, sondern würde nur an die örtliche Bevölkerung sowie an Eisenbahngesellschaften und Dampfschiffahrtslinien verkauft werden können. Richthofen machte sich keine Illusionen über den direkten Nutzen der Kolonie für das Reich und legte das Schwergewicht auf ihre potentielle Rolle als „Eingangspforte“ für Nordchina¹⁴². Formelle Kolonialherrschaft betrachtete er nicht wie viele seiner Zeitgenossen als Selbstzweck, sondern sah sie als Hilfsmittel zur informellen Durchdringung eines unter einheimischer Souveränität verbleibenden Wirtschaftsraumes. Er bezog innerhalb der deutschen Kolonialdiskussion Position als Verfechter eines modifizierten „Imperialismus des Freihandels“: die weiten binnenländischen Gebiete jenseits der Einflußsphäre sollten nicht durch deutsche Interessen monopolisiert, sondern nach dem Prinzip der „offenen Tür“ behandelt werden. Richthofens Ratschläge gründeten sich nicht auf geopolitische Weltmachtspekulationen, wilde Kolonialträume und übertriebene Profithoffnungen, sondern auf eine realistische und im Sinne der Zeit wissenschaftliche Analyse der Verhältnisse im China. Der Ordinarius für Geographie an der Universität Berlin gehörte nicht zu den publikumswirksamen Kolonialpropagandisten vom Schlage eines Friedrich Fabri, Wilhelm Hübbe-Schleiden oder gar Carl Peters, sondern entsprach eher dem entwicklungsorientierten und nach den Maßstäben der Zeit aufgeklärten Administratortyp, wie ihn etwa Bernhard Dernburg, Albrecht von Rechenberg und Julius Graf von Zech verkörperten.

Richthofens praktische Hinweise waren in umfassendere geschichtspragmatische Überlegungen eingebettet. In der Stunde des imperialen Triumphes sah er die Wolken einer künftigen Emanzipation Asiens heraufziehen. Der Westen hatte für ihn die weltgeschichtliche Aufgabe, die verkrusteten Strukturen der orientalischen Reiche aufzusprengen und Asien mate-

¹⁴² Ebd., S. 271ff.

riell wie spirituell „emporzuheben“. Daran, daß diese Mission nicht aus altruistischen Motiven, sondern aus purer „Gewinn-sucht“ eifrig erfüllt werden würde, hatte er keinen Zweifel¹⁴³. Auch hegte er ebensowenig wie etwa Karl Marx romantisch-nostalgische Gefühle für die dem Untergang geweihten Gesellschaftszustände des vormodernen Orients: Die westliche Penetration würde unvermeidlich und zum letztendlichen Vorteil der Betroffenen die Saat des Kapitalismus ausstreuen. Wenn die Ausländer dabei im Verfolg kurzfristiger Gewinnziele langfristig – und ohne selber einer solchen List der Vernunft beizeiten gewahr zu werden – ihre eigene Position unterminierten, so sei dies auf tragische Weise unvermeidlich. „Ist auch die Hebung von China in materieller, intellektueller und industrieller Hinsicht den Interessen Europa's, wie es scheint, direct zuwiderlaufend, so wird sie sich doch mit zwingender Nothwendigkeit vollziehen, und angesichts dessen haben sich die fremden Mächte die grösstmöglichen Vortheile bei dem bevorstehenden Aufschwung zu sichern.“¹⁴⁴ China sei wie Japan dazu bestimmt, zur industriellen Großmacht aufzusteigen, den Weltmarkt mit billigen Waren zu überschwemmen und seine überzähligen Arbeitskräfte in alle Welt zu exportieren.

Diese Voraussage, die in manchem den gleichzeitigen Prophezeiungen John A. Hobsons nahekommt¹⁴⁵, war keineswegs aus der Luft gegriffen. Sie folgte aus Richthofens Diagnose der Ursachen von Chinas Unterentwicklung. Von den beiden internen Blockierungen, deren Opfer China war, würde die eine, die technologische, durch die Infusion von Kapital sowie von technischem und organisatorischem Wissen abgelöst werden – eine Erwartung, die an das einflußreiche Theorem von der Brechung einer traditionellen „high-level equilibrium trap“ durch moderne westliche *inputs*¹⁴⁶ erinnert. Auch die zweite Entwicklungsbarriere, das Fehlen einer sozialpsychischen Disposition für fortschrittsgerichtetes Handeln, würde zu überwinden sein. Zum

¹⁴³ F. v. Richthofen, Kiautschou – seine Weltstellung und voraussichtliche Bedeutung, in: Preußische Jahrbücher 91, 1898, S. 190. Fortan zitiert: Kiautschou.

¹⁴⁴ Richthofen, China II, S. 266.

¹⁴⁵ Vgl. J. A. Hobson, Der Imperialismus, Köln 1968, S. 260ff. (zuerst London 1902).

¹⁴⁶ Vgl. M. Elvin, The Pattern of the Chinese Past, London 1973, S. 298–316.

einen seien die Chinesen Meister der Imitation¹⁴⁷ und deswegen imstande, sich fortgeschrittene westliche Produktionstechniken rasch anzueignen. Zum anderen befähige sie ihr angeborener Geschäftssinn zu kapitalistischem Unternehmertum; hätten sie nur erst die gewinnträchtigen Chancen erkannt, die sich durch die moderne Wirtschaft böten, so würde ihr Widerstand gegen Fabriken, Eisenbahnen und Telegraphen bald hinwegschmelzen¹⁴⁸. Richthofens Anthropologie enthüllt sich hier als vielschichtiger, als die oft kruden ethnozentrischen Bemerkungen in den Tagebüchern vermuten lassen. Sie ist nicht statisch und biologistisch, sondern nimmt einen innerhalb gewisser Grenzen wandlungsfähigen Volkscharakter an, der auf Reize höherer Intensität durchaus zu reagieren versteht. Der „Handelsgeist“ der Chinesen, der unter traditionellen Bedingungen in engstirnigem Krämertum befangen bleibt, kann sich deshalb unter günstigen äußeren Bedingungen zu kapitalistischem Unternehmervhalten mausern.

Während seiner Reisen hatte Richthofen bereits vielerorts beobachtet, daß Geschäftszweige, die von ausländischen Kaufleuten in den *treaty ports* initiiert worden waren, schon nach kurzer Zeit zum Schaden der Fremden in geschickte chinesische Hände übergegangen waren. In Hankou, dem nach Shanghai, Tianjin und Kanton viertwichtigsten Handelsplatz, hatte er schon 1868, knappe acht Jahre nach der Öffnung der Stadt für ausländische Geschäftsleute, „ein Schwinden fremder und ein Überhandnehmen chinesischer Interessen in der Vermittlung des Handels“ bemerkt und mit einer erstaunlichen Voraussicht, die sich im Laufe der folgenden Jahrzehnte bestätigen sollte, die zunehmende Konzentration des Fremdhandels auf den großen Seehafen Shanghai prophezeit¹⁴⁹. Dies war ihm nur ein Vorschein kommender Dinge. War bereits ein noch unerwecktes und unentwickeltes China zu einem solchen Zurückrollen der ausländischen Penetration fähig, dann würde ein China, das seine eigene Wirtschaftskraft erkannt und den Ausländern die

¹⁴⁷ Richthofen, Tagebücher I, S. 274, 572; Schantung, S. 115f.

¹⁴⁸ Richthofen, Schantung, S. 306f.

¹⁴⁹ Richthofen, Tagebücher I, S. 81, auch S. 80–83, 98, 135, 329, 418f.; China II, S. 146. Vgl. jetzt W. T. Rowe, Hankow: Commerce and Society in a Chinese City, 1790–1883, Stanford (Cal.) 1984, S. 83ff.

Möglichkeiten zu deren Nutzung abgeschaut haben würde, die fremden Interessen vollends aus dem Lande drängen. Dies folge zwangsläufig aus der Logik des Modernisierungsprozesses: „Aus reiner Gewinnsucht ruhen die Fremden nicht, bis sie die schlummernden Riesenschätze an natürlichen Hilfsquellen und menschlicher Arbeitskraft entwickelt haben werden. [. . .] Jede Kohlengrube, die geöffnet wird, jede Fabrik, die darauf hin für die Chinesen angelegt wird, jede Eisenbahn, die man ihnen aufzwingt, ist ein Theil dieses Selbstmordprozesses.“¹⁵⁰ 1898 fand er diesen Prozeß gegenüber der Zeit seiner Reisen schon sichtbar fortgeschritten. Während die Großmächte im Gefolge des japanisch-chinesischen Krieges von 1894/95 um Konzessionen wetteiferten und die ersten ausländischen Fabriken auf chinesischem Boden entstanden, während grandiose Eisenbahn- und Bergbaupläne geschmiedet wurden¹⁵¹, wies Richthofen besorgt auf die Anfänge eines einheimischen Kapitalismus hin: auf „die großen Dampfergesellschaften, die Kohlenbergwerke von Kaiping, die Eisenwerke von Hanyangfu und die Spinnereien bei Shanghai“¹⁵².

Es sei nicht daran zu denken, diese Entwicklung aufzuhalten. Einerseits seien die Ressourcen Chinas und seine Verheißungen als Absatzmarkt für die westlichen Industrieländer zu verlockend, als daß diese es sich leisten könnten, sie zu verschmähen. Andererseits kannte Richthofen die chinesische Geschichte zu gut, um Plänen zur Aufteilung und Kolonisierung Chinas auch nur die geringsten Realisierungschancen einzuräumen:

„Es ist in neuester Zeit in Tagesblättern häufig von einer Gefahr der Zerstückelung und Zerbröckelung von China geschrieben worden. Für das eigentliche China, das alte Land der achtzehn Provinzen, kann davon kaum ernstlich die Rede sein. Käme es je dazu, so würde die Zertheilung nur äußerlich sein und eben so wenig dauernden Bestand haben können, wie in früheren Perioden bei ähnlichen Anlässen. Das Land ist durch die Gleichartigkeit seiner dichten Bevölkerung, durch Ueberlieferung, Anschauung, Sitten und Gewohnheiten zu fest zusammengeschweißt, als daß die Beherrschung von Theilen durch fremde Mächte mehr als eine zeitweilige Verwaltung sein könnte. Der gewaltige Koloß im fernen Orient steht in dieser Beziehung im großem Gegensatz zu Indien,

¹⁵⁰ Richthofen, Kiautschou, S. 190.

¹⁵¹ Über die deutschen Wirtschaftsinteressen in China einleitend: W. Feldenkirchen, Deutsches Kapital in China vor dem Ersten Weltkrieg, in: Bankhistorisches Archiv 9, 1983, S. 64–80.

¹⁵² Richthofen, Schantung, S. 306.

welches nie geeint gewesen war, und dessen getrennte Theile nur gewinnen konnten, als eine fremde Macht sie unterwarf und zusammenhielt“¹⁵³.

Selbst daß es einfach sein würde, das Land zumindest zeitweise militärisch zu kontrollieren, mochte Richthofen nicht glauben. Obwohl China soeben erst den Japanern schmachvoll unterlegen war, sah er doch für die Zukunft die Möglichkeit, „dass aus den Mandschu und den Bewohnern von Shantung und Hunan eine ziemlich gute Truppe gebildet werden kann“¹⁵⁴. Wenige Jahre später sollte der Aufbau der Beiyang-Armee durch Yuan Shikai diese Prognose bestätigen¹⁵⁵.

Stand den Mächten mithin weder der Rückzug aus Ostasien noch eine aggressive Vorwärtspolitik offen, so blieb nur der Ausweg, das bestehende System begrenzter Brückenköpfe – seien es nun die großen internationalen *treaty ports*, seien es nationale Pachtgebiete – so gut wie möglich zu sichern. Vor allem gelte es die Torheit zu vermeiden, China Waffen und Anlagen zur Rüstungsproduktion zu verkaufen. „So lange die fremden Mächte hiervon absehen und es selbst übernehmen, von ihren festen Plätzen an der Küste aus das Land zu schützen, werden sie die Fäden der Erstarkung des Reiches der Mitte in ihrer Hand behalten“¹⁵⁶. Trotzdem blieb es ein Imperialismus auf Zeit.

¹⁵³ Richthofen, Kiautschou, S. 189f.

¹⁵⁴ Richthofen, Schantung, S. 308.

¹⁵⁵ Vgl. S. R. MacKinnon, Power and Politics in Late Imperial China: Yuan Shi-kai in Beijing and Tianjin, 1901–1908, Berkeley (Cal.) 1980, S. 90–136.

¹⁵⁶ Richthofen, Kiautschou, S. 190.